

Buchbesprechungen

Landesgeschichte

Butzen, Reiner: Die Merowinger östlich des mittleren Rheins. Studien zur militärischen, politischen, rechtlichen, religiösen, kirchlichen, kulturellen Erfassung durch Königtum und Adel im 6. sowie 7. Jahrhundert (= Mainfränkische Studien, Band 38), Würzburg 1987, 379 S.

Die Einbeziehung der rechtsrheinischen Gebiete in das Frankenreich ist ein vielschichtiger Gesamtvorgang, zu dem in den letzten Jahren z. B. durch das Sonderunternehmen „Die Franken im Gebiet östlich des Rheins“ als Teil des Forschungsprogramms „Die Entstehung der europäischen Nationen im Mittelalter“ eine Reihe von Forschungen vorgelegt wurden.

Die hier angezeigte Arbeit wurde von Prof. Gerd Zimmermann angeregt, im Sommer 1984 abgeschlossen und im Jahr 1985 in Bamberg als philosophische Dissertation angenommen. Die Arbeit beschränkt sich auf die Gebiete östlich des mittleren Rheins – also Nordbaden, Nordwürttemberg, Franken, Hessen und Thüringen (S. 19) – und die Zeit vor dem Jahr 720, als es mit dem Machtverfall des *ducatus Thoringiae* und dem Beginn der Tätigkeit des Bonifatius zu einem Umbruch in diesen Gebieten kommt (S. 12). Auch innerhalb dieser Beschränkungen will der Verf. keine umfassende Darstellung geben, sondern nur Antworten auf einige bisher nicht überzeugend beantwortete Fragen versuchen: Er untersucht die Probleme des fränkisch-thüringischen Herzogtums, der Christianisierung des Maingebiets und seiner herrschaftlichen Erfassung sowie den Verlauf der fränkisch-alemannischen Stammesgrenze. Angesichts der dürftigen Quellenlage beansprucht der Verf. nicht, eine abschließende Klärung aller anstehenden Fragen zu geben (S. 9); in einigen Fällen kann er lediglich Hypothesen bieten. (So beginnen bei seiner Erörterung des bayerischen Dukats vier aufeinanderfolgende Sätze mit „Vielleicht...“, „Möglicherweise...“, „Eventuell...“ und „Vermutlich...“ S. 135). Einige seiner Formulierungen sind recht vage (so z. B. S. 51f. zum „Versickern“ des fränkischen Einflusses im nördlichen Hessen und Thüringen: „Dies gilt auch kulturell, denn die Zahl der fränkischen Funde verringert sich merklich, schließlich bleiben sie aus.“), andere erscheinen recht modern (S. 42: „...Was eine dynamische merowingische Ostpolitik im 6. Jahrhundert verhinderte, war nicht Desinteresse...“).

Nach Überblicken über politische und siedlungsgeschichtliche Grundlagen (S. 22–26), militärische Unternehmungen (S. 27–41) und merowingische Stützpunkte östlich des mittleren Rheins (S. 42–52) erörtert der Verf. die herrschaftliche Erfassung dieser Gebiete durch das merowingische Königtum im Spiegel karolingischer Quellen (S. 53–67). Dabei setzt er sich mit den älteren Ansichten auseinander, daß die Merowinger östlich des Rheins eine „Staatskolonie“ betrieben, bzw. daß sie keinerlei Interesse an diesen Gebieten hatten. Bei seinen Überlegungen zur kirchlichen Organisation (S. 68–83) kommt der Verf. im rückschreitenden Verfahren aus der Bonifatiuszeit zur Abgrenzung der ostrheinischen Ausdehnung der vier Diözesen Trier, Mainz, Worms und Speyer, die auch auf einer dem Band beigegebenen Karte dargestellt ist.

Die Studien zur Christianisierung (S. 84–111) sind auf Mainfranken konzentriert, während neuere Arbeiten über Althessen (z. B. über Kirchberg oder die iroschottische Mission [Werner, 1982]) nicht berücksichtigt wurden. Zum Problem der fränkischen *centena* findet der Verf. Indizien, wenn auch keine stringenten Beweise dafür, daß sie im Bereich zwischen Christenberg und Königshofen an der Tauber eingerichtet wurden und wahrscheinlich die Aufgabe hatten, „diese Gebiete gegen innere und äußere Feinde zu schützen“ (S. 121). Auch bei der Einrichtung der rechtsrheinischen *ducatus* betont der Verf. die militärische Schutzfunktion, so daß er von einer Art Militärgrenze des Frankenreichs sprechen kann (S. 49).

Die in der neueren Forschung (z. B. Schlesinger, Lindner) vertretene Auffassung, daß neben dem *ducatus Thoringiae* ein weiteres Herzogtum im Würzburger Raum eingerichtet wurde, wird vom Verf. abgelehnt. Alle „Fakten, Indizien und Argumente“ (S. 156) sprechen seiner Meinung nach dafür, daß der Würzburger Raum seit der Einsetzung des Herzogs Radulf zu dessen thüringischem Dukat gehörte. Radulf selbst zählte zu einem Adelskreis, der mit den Arnulfingern und den Pippiniden um die Ausübung der Reichsgewalt stritt (S. 142).

Bei der Untersuchung der Entstehung des *pagus* östlich des mittleren Rheins konstatiert der Verf. zwar fränkischen Einfluß in Sualafeld Maulachgau und den Main-Neckar-Gauen, lehnt aber die Forschungsergebnisse Hans K. Schulzes, der eine Gauorganisation im gesamten Gebiet annimmt, ohne eine detaillierte Auseinandersetzung als überzogen ab (S. 206).

Eberhard Mey

Vanja, Christina: Besitz- und Sozialgeschichte der Zisterzienserinnenklöster Caldern und Georgenberg und des Prämonstratenserinnenstiftes Hachborn in Hessen im späten Mittelalter (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 45). Selbstverlag der Hessischen Historischen Kommission Darmstadt und der Historischen Kommission für Hessen: Darmstadt und Marburg 1984, LVI + 414 S., 9 Abb., 4 Kt.

Die Arbeit, eine Kasseler Dissertation bei Heide Wunder aus dem Jahre 1983, bietet in drei Teilen und umfangreichen Anhängen eine solide gearbeitete und, wie es scheint, umfassende Geschichte dreier der kleineren Frauenklöster der mittelalterlichen Landgrafschaft Hessen. In einem ersten Teil (S. 5-112) werden „Wirtschaftsgeschichte, Grundherrschaft, kirchliche Rechte und Verwaltung“ der drei Institutionen beschrieben. Das älteste der drei Klöster ist das 1186 von den Herren von Merenberg gegründete Prämonstratenserinnenstift in Hachborn südlich Marburg. Kloster Georgenberg, unmittelbar bei Frankenberg gelegen, wurde 1242 von den Edelherren von Itter gegründet und war wegen seiner exponierten Lage am Rande der Landgrafschaft gegenüber der Grafschaft Battenberg für die hessische Territorialpolitik bedeutsam. Auf eine Gründung der Landgräfin Sophie von Thüringen wird das vor 1250 gegründete Kloster Caldern nordwestlich Marburgs an der Lahn zurückgeführt. Hachborn und Caldern bestanden bis zur Säkularisierung 1527, Georgenberg noch bis 1569. Die Besitzungen der Klöster – im wesentlichen Grundbesitz, Mühlen und Teiche, Zehnten, bei Georgenberg der wichtige Patronat über die Frankenger Stadt Kirche, außerdem Stadtbesitz in Marburg und Frankenberg – läßt sich aus den Klosterarchiven bis ins Einzelne gehend darstellen. Die Klöster betrieben einerseits Eigenwirtschaft, vergaben andererseits aber auch Klosterbesitz in Pachtverhältnisse unterschiedlicher Art. Über die Rechtsformen der Pacht macht die Verf. S. 89-96 Aussagen, die es angeraten erscheinen lassen, die bisher in der hessischen Landesgeschichte verbreiteten Darstellungen einer angeblich systematisch nachweisbaren Ablösung der Erbleihe durch die Zeitleihe an den Quellen zu überprüfen. Bei den drei untersuchten Klöstern läßt sich diese Abfolge gerade nicht nachweisen!

In einem zweiten Teil beschäftigt die Verf. sich mit der Zusammensetzung der Konvente und der Herkunft der Nonnen (S. 113-166). Obwohl vollständige Konventslisten fehlen, kann sie in den Personallisten im Anhang (S. 255-358) dennoch 95 Nonnen aus Caldern, 106 aus Georgenberg und 51 Hachborner Stiftsdamen, daneben Listen der Amtsträgerinnen, der Geistlichen und des namentlich bekannten Hilfspersonals veröffentlichen. In Caldern und Georgenberg stammen die Nonnen sowohl aus dem niederen Landadel der Landgrafschaft wie aus patrizischen Familien der Städte bzw. allgemein aus dem Bürgertum. Das Prämonstratenserinnenstift Hachborn wird nahezu restlos von Angehörigen des Landadels der Umgebung besetzt gewesen sein. In allen Fällen aber waren die Amtsträgerinnen der Klöster Adlige bzw. Patriziertöchter. Es gelingt der Verf. nachzuweisen, daß trotz z. T. erheblicher finanzieller Aufwendungen für den Einkauf der Töchter in die Klöster diese Form der Versorgung immer noch billiger war als die Verheiratung und überdies durch den Ausschluß der Nonnen vom Erbananspruch in der Familie auch das Zusammenhalten der Familienbesitze erleichterte. An dieser Stelle werden Lücken bisheriger Forschung offensichtlich, die aufzufüllen wären, etwa die Frage nach dem Anteil von Klostergeistlichen in Familien des niederen Adels des späten Mittelalters. Gleichmäßige Quellenlage vorausgesetzt, könnte eine solche Antwort gleichzeitig die Antwort auf zunehmende bzw. abnehmende wirtschaftliche Kräfte bei Landadelsfamilien sein: Ein höherer Prozentsatz von Klostergeistlichen könnte darauf deuten, daß die Familie nicht mehr zur standesgemäßen Verheiratung ihrer Töchter imstande gewesen sein könnte. In diese Richtung weisen u. a. die Bemerkungen der Verf. über die nicht seltene Unterbringung gleich mehrerer Töchter aus einer Familie in einem Kloster: Einerseits ist dies ein Zeichen für die oftmals modern mißverstandene „Patronage“, andererseits aber auch ein Hinweis darauf, daß das gleichzeitige Einkauf mehrerer Verwandter in einem Zuge billiger gewesen sein könnte.

In einem abschließenden Abschnitt, der etwas unscharf „Aspekte der Lebensweise“ überschrieben ist (S. 167-200), trägt die Verf. Beobachtungen zum Klosterleben im allgemeinen zusammen: Dabei bleiben die Aussagen über den „Sittenverfall“ der Klöster im 15. Jahrhundert, der immerhin in Georgenberg und wohl auch in Caldern nach 1490 eine aus Westfalen durchgeführte Reform zur Folge hatte, eher blaß (S. 170-179) und beziehen sich weniger auf die drei Klöster, als vielmehr auf die allgemeine Situation des Klosterwesens in der Vorreformation. Dieser Mangel ist aber weniger der Verf. anzulasten als den schweigsamen bzw. topisch berichtenden Quellen. Die Interpretation von Inventaren und Nachlaßverzeichnissen (S. 180-186) bringt Mosaiksteine zur allgemein bekannten, aber selten belegten Auflösung der *mensa communis* in den Frauenklöstern des ausgehenden 15. Jahrhunderts. Ein Abschnitt über die prakti-

schen Folgen der Reformation (S. 193-198) veranschaulicht das Unspektakuläre und gewissermaßen Verwaltungsmäßige des Übertretens von altgläubigen Nonnen in den Laienstand: die Berechnung von Abfindungszahlungen, die Gewährung von Wohnrechten und das Eingehen von Heiraten im sozialen Umfeld der eigenen Herkunft.

Besitzverzeichnisse (S. 208-253, dazu die Karten S. 374-380), die bereits erwähnten Personalisten und Tabellen der Klostereinkünfte aus den Jahren 1460-1588 (S. 359-373) beschließen die Arbeit, der ein Index der Orts- und Personennamen (S. 380-414) beigegeben wurde, den die Lokalforschung dankbar begrüßen wird. Insgesamt ist die Arbeit in Fragestellung und Methode eine runde Sache. Was die Besitzverzeichnisse oder die Darstellungen in den Biographien der Nonnen angeht, liest sie sich eher trocken, hat aber dafür den Vorzug der Solidität und des belegbaren Vorgehens. Die äußere Aufmachung ist ein Tribut an die heutigen Herstellungskosten anständig gesetzter Bücher, aber sie zeigt ebenso, daß auch mit bloßem Photodruck Lesbares zustandegebracht werden kann. Die Dissertation ist ein weiterer Schritt auf dem Wege zu vermehrter Bearbeitung der hessischen und außerhessischen Frauenklöster, ein Schritt, dem noch weitere folgen sollten.

Thomas Vogtherr

Hess, Wolfgang: Münzfundbericht des Hessischen Landesamtes für geschichtliche Landeskunde, Marburg Nr. 3: 1977 bis erste Hälfte 1980.

Im Münzfundbericht Nr. 3 werden die hessischen Münzfunde des Zeitraums 1977 bis 1980 katalogisiert. Er gibt Auskunft über den Fundort, Art, Menge sowie über den Verbleib der Münzen.

Die im Verzeichnis aufgeführten Fundstücke reichen vom ausgehenden Mittelalter bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts. Insgesamt sind 2269 Münzen und münzähnliche Gegenstände wie Falschgeld, Rechenpfennige und Plomben nachgewiesen. Mit großer Sorgfalt und Genauigkeit wurde das Material bestimmt, soweit dies nach dem Erhaltungsgrad und der Qualität der Prägung möglich war. Die Münzfunde können als Spiegel des Geldumlaufs der verschiedenen Münzsorten der Vergrabungs- oder Verlustzeit angesehen werden. Die Vielfalt der im Umlauf befindlichen Münzen erstaunt immer wieder. Die Herkunftsgebiete reichen von Böhmen bis Spanien einerseits und von Italien bis Dänemark und England andererseits. Von den wichtigsten Münztypen sind exemplarisch Abbildungen im Münzfundbericht aufgeführt.

Als Besonderheit sind die Beschreibungen der größeren Münzfunde anzusehen. Sie erhelten – wie im Falle des Scharfrichters Busch aus Neuhoef – auch soziale Hintergründe. Dem Verfasser Wolfgang Hess, der durch viele Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Numismatik wertvolle Beiträge zur Aufarbeitung der Münz- und Geldgeschichte erbracht hat, sei auch für diese Arbeit herzlich gedankt.

Egon Sprecher

Lamprecht, Herbert: Die Einkünfte des Klosters Germerode Anno 1497. (Forschungen zur hessischen Familien- und Heimatkunde Bd. 65) Frankfurt/M und Kassel 1986. VI und 125 S.

Lamprecht, Herbert: Die Bevölkerung Niederhessens im 16. Jahrhundert, Band 1. Die Musterungen 1543-1553. (Forschungen zur hessischen Familien- und Heimatkunde Bd. 66) Frankfurt/M und Kassel 1987. XIX und 421 S.

Gleich zwei Veröffentlichungen des schon hinlänglich bekannten Herbert Lamprecht sind anzuzeigen, beides wichtige Quellenschriften, doch beide auch völlig verschieden. Das bereits im vergangenen Jahr ausgelieferte Verzeichnis der Einkünfte des Klosters Germerode aus dem Jahre 1497 stellt eine willkommene Ergänzung dar zu der schon vor über hundert Jahren (1858) von Julius Schminke herausgebrachten Geschichte des Klosters (vgl. ZHG 7) und dem vom selben Autor erstellten zugehörigen Urkundenbuch (ZHG, Suppl. Bd. 1, Kassel 1866).

Aufzeichnungen über die Einkünfte des Stiftes liegen zwar schon seit 1451 vor und sind aus der Zeit von 1480 bis 1527 sogar fast lückenlos erhalten, doch wählte der Herausgeber das Stichjahr 1497 deswegen aus, weil aus diesem Jahr von Karl August Eckhardt die Einkünfte des Nachbarklosters St. Augustini in Eschwege ebenfalls vor einiger Zeit publiziert worden sind (Quellen zur Rechtsgeschichte der Stadt Eschwege Bd. 2, 1969). Ein Vergleich der Vermögensverhältnisse der beiden Klöster im gegebenen Bezugsjahr liegt also nahe.

In seiner Blütezeit bezog Germerode aus mehr als hundert Orten Einkünfte. 1497 werden in den Listen noch 72 Städte und Dörfer genannt, in denen das Kloster Besitz hatte. Wie weit sich sein Einfluß erstreckte, geht aus dem Ortsverzeichnis des Bändchens deutlich hervor und weiter, welche Leistungen jeder Abhängige – sei es an Geld, sei es an Sachleistungen – den Mönchen zu geben hatte.

So wichtig dieses Leistungsverzeichnis auch für unterschiedliche Untersuchungen, z. B. für die Geschichte kleinerer Ortschaften sein mag, von denen wir bekanntlich in den seltensten Fällen viel wissen, so dürften die hier genannten Einwohnernamen doch den Familienforscher am meisten interessieren. Sie führen in eine Zeit zurück, aus der sich in unserer Heimat nur wenige Listen mit Namen von damals Lebenden erhalten haben. Um so dankbarer können wir dem Herausgeber für diese Publikation sein.

Neben einem Orts- und Personenregister und dem Verzeichnis der zugehörigen Einkünfte wartet Lamprecht noch mit einer echten Überraschung auf: Er veröffentlicht in seiner Schrift die Handzeichnungen des Landgrafen Moritz, die dieser um 1600 von den Klosteranlagen angefertigt hat.

Den Musterungen Philipps des Großmütigen von 1543 bis 1553 ist der erste Band einer Arbeit gewidmet, bei der sich der Herausgeber das Ziel gesetzt hat, die Bevölkerung Niederhessens im 16. Jahrhundert nach und nach zu erfassen, soweit dafür Unterlagen aufzutreiben sind. Ein Anfang wird hier mit der Edition der in den Akten des Landgrafen Philipp vorhandenen Musterungslisten gemacht. Hessen drohte nach 1540 der Zusammenstoß mit dem Kaiser und den mit ihm verbündeten Fürsten, so daß es Philipp geraten schien, sich über die im Besitz seiner eigenen Landeskinder befindlichen Waffen zu vergewissern. So stammen auch die meisten der ausgewerteten Quellen aus dem Jahr 1546, dem Jahr des Schmalkaldischen Krieges, der mit der Niederlage und Gefangenschaft des Landgrafen endete. Nach dessen Entlassung aus kaiserlichem Gewahrsam 1553 begann man sofort wieder mit der Neuorganisation der Landesverteidigung, wozu die Haus- und Kriegsmusterung dieses Jahres die Grundlage schaffen sollte.

Für den Ortsgeschichtsforscher am wichtigsten sind zweifellos die sogenannten Hausmusterungen, denn hierbei gingen die Beamten des Landgrafen von Haus zu Haus, schrieben die Familienoberhäupter auf und zählten die im Haus befindlichen Waffen. So gewann man nicht nur eine Übersicht über die Wehrfähigkeit der Untertanen, sondern es lassen sich heute – mit aller Vorsicht versteht sich! – auch Schätzungen über die Größe von Ortschaften Niederhessens in der Mitte des 16. Jahrhunderts vornehmen. Erfaßt wurden etwa 300 Dörfer und Städte mit mehr als 10 000 Namen! Gerade die Personennamen dürften für die weitere genealogische Forschung von ganz besonderem Wert sein, reichen die erhaltenen Kirchenbücher doch meist nicht mehr in diese Zeit zurück. Man kann nur wünschen, daß es Herbert Lamprecht gelingt, sein einmal begonnenes Programm weiter durchzuführen. Es schließt eine empfindliche Forschungslücke.

Waldemar Zillinger

Reyer, Herbert: Die Dorfgemeinde im nördlichen Hessen. Untersuchungen zur hessischen Dorfverfassung im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. Marburg: N. G. Elwert (Kommissionsverlag) 1983. (= Schriften des Hessischen Landesamtes für geschichtliche Landeskunde 38). VIII und 172 S., broschiert 34,- DM; Lw.-Preis nicht mitgeteilt.

Diese aus einer Dissertation an der Universität Göttingen hervorgegangene Arbeit behandelt die Dorfverfassung der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Dorfgemeinden der Landgrafschaften Ober- und Niederhessen. Der zeitliche Schwerpunkt der Untersuchungen Reyers liegt im 16. und im beginnenden 17. Jahrhundert.

Nach einer kurzen Klärung des Begriffs „Gemeinde“ beschreibt Reyer die einzelnen Organe der hessischen Dorfgemeinde und ihre Tätigkeitsfelder. Die Gemeindeversammlung, die sich aus den Haushaltsvorständen der Dorfgemeinde (Frauen waren nur zugelassen, wenn sie als Witwen den Platz ihres verstorbenen Ehegatten einnahmen) zusammensetzte, war das wesentliche willensbildende Organ der Gemeindeangehörigen. Die Teilnahme an diesen Versammlungen war Pflicht, Abwesenheit oder vorzeitiges Verlassen wurde mit Geldbußen geahndet. Die Versammlungen wurden meist durch das Läuten der Glocken einberufen und fanden an festgelegten Plätzen vielfach im Freien unter der (Gerichts-)Linde statt. In die Kompetenz der Gemeindeversammlung fiel hauptsächlich die Regelung nutzungsrechtlicher Fragen, die Abhörnung der Gemeinderechnung und die Entscheidung über die Aufnahme neuer Gemeindemitglieder, Bereiche also, die ausschließlich die Gemeindemitglieder betrafen und die für die Dorfherrschaft ohne Belang waren.

Die herrschaftlichen Interessen wurden vom Dorfvorsteher (dem Greben, Schultheißen, Amtmann usw.) wahrgenommen. Er wird daher selten von der Gemeindeversammlung gewählt, sondern meist von der Herrschaft bestellt. Zu seinem Aufgabenbereich gehörte die Erhebung der herrschaftlichen Abgaben, das Auftreten als Richter in Bagatellfällen und als Kläger vor den übergeordneten Rügegerichten gegen die in seiner Gemeinde vorgefallenen Verstöße, als Wahrer der öffentlichen Ordnung übte er Polizeifunktionen aus. Als Gegenleistung für die Amtsausübung war der Dorfvorsteher meist von der Verpflichtung zur Leistung von Hand- und Spanndiensten befreit (nicht immer zur Freude seiner Dorfgenossen, die diese Leistungen miterbringen mußten), außerdem waren ihm einzelne Abgaben (Rauchhuhn) erlassen. Oft erhielt der Dorfvorsteher von der Herrschaft auch eine Besoldung.

Zur Unterstützung des Dorfvorstehers war ihm ein Kollegium von Vorstehern oder Dorfvormündern beigeordnet. Da dieses Kollegium in stärkerem Maße als der Dorfvorsteher für die Belange der gemeindlichen Selbstverwaltung verantwortlich war, wurden dessen Mitglieder von der Gemeindeversammlung gewählt. Sie bildeten in der dörflichen Verwaltungshierarchie die mittlere Ebene. Auf der unteren Ebene standen die Kastenmeister, Zöllner, Schulmeister, Feldschützen, Hirten und Hebammen.

In den Zuständigkeitsbereich der gemeindlichen Selbstverwaltung, die durch den Begriff Dorfgemeinde beschrieben wird, gehörte im wesentlichen die Verwaltung der der Gemeinde zustehenden Gelder. Diese flossen hauptsächlich aus den Einnahmequellen Einzugsgeld, Gemeindebußen, die in den Schiedsverfahren der Bagatellgerichtsbarkeit verhängt wurden, und aus der Verpachtung von Gemeindeland. Zu den Pflichten der Dorfgemeinde gehörte vor allem die Instandhaltung der Wege, aber auch anderer öffentlicher Einrichtungen wie Dorfzäune, Dorfbrunnen und gemeindeeigene Gebäude. Weiter war die Dorfgemeinde für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung zuständig. Dazu gehörte u. a. der Feuerschutz (jeder zuziehende Einwohner hatte der Gemeinde einen ledernen Wassereimer für Feuerlöschzwecke zu geben) und die Aufsicht über die in der Gemeinde verwendeten Maße und Gewichte.

Im letzten Abschnitt seiner Arbeit behandelt Reyer das Verhältnis von Dorfgemeinde, Herrschaft und Gericht. Von der Gerichtsbarkeit waren der Gemeinde lediglich die Bagatellfälle geblieben, alle Klagefälle von größerer Bedeutung wurden vor den herrschaftlichen Gerichten verhandelt, wie auch die in den Streitfällen verhängten Bußgelder überwiegend der Dorfherrschaft zufielen. Bei der Ausübung dieser Gerichtsbarkeit wirkte die Dorfgemeinde, die sich in diesem Zusammenhang vielfach mit der Gerichtsgemeinde deckte, durch die Teilnahme der Dorfgenossen an der Gerichtsversammlung und die Stellung von Schöffen mit.

Zum wissenschaftlichen Apparat der Arbeit gehört neben einem Kartenanhang auch ein Ortsregister.

Reyers Arbeit behandelt ein bislang noch wenig bearbeitetes Gebiet der hessischen Verfassungsgeschichte. Sie ist nicht nur für die hessische Geschichtsforschung ein wichtiges Hilfsmittel, ihre Ergebnisse sind auch für die überregionale Forschung wichtiges Grundlagenmaterial.

Gerd Sattler

Engel, Werner (Bearb.): Bestände 55 a und 55 b Berg- Hütten- Salzwerts- und Münzsachen (1322) 1491-1867. Marburg: Hessisches Staatsarchiv 1983, XXVIII und 330 S., kartoniert.

Menk, Gerhard (Bearb.): Bestand 115: Waldeck, Ältere Kanzleien (bis 1706). Abt. 33: Stände. Marburg: Hessisches Staatsarchiv 1986, XI und 59 S., kartoniert.

Das von W. Engel vorgelegte Repertoire erschließt den Aktenbestand 55: Oberbergwerks-, Salz- und Münzdirection des Marburger Staatsarchivs. Die in diesem Repertorium vorgenommene Aufteilung in die Bestände 55 a und 55 b (die Liste Bestände von 1963 verzeichnet nur den Bestand 55 mit der sehr kleinen Untergruppe 55 I: Bergräte) wurde vorgenommen, um die Provenienz der in diesem Bestand vereinigten Akten deutlicher hervortreten zu lassen: der Teilbestand 55 a: Ältere Berg-, Hütten- und Salzwerkssachen, Münzwesen enthält die älteren Akten von 1491 (ein Stück datiert von 1322) bis zum Jahr 1821, in dem die Oberberg- und Salzwerkdirection Kassel eingerichtet wurde. Der Teilbestand 55 b enthält die Akten dieser von 1821 bis 1867 bestehenden Direktion.

Ferner wurden diejenigen Akten des Bestandes 57: Berg- und Hüttenwerke, deren Provenienz im Bestand 55 vorhanden war, in diesen Bestand übernommen und hier mitverzeichnet. Im Bestand 57 ist eine Konkordanz vorhanden, über die der Zusammenhang mit diesem Bestand erhalten bleibt.

Die in den Münzakten des Bestandes 55 vorgefundenen Münzen wurden der Sammlung 12 des Staatsarchivs eingegliedert, der Zusammenhang zwischen Münzen und Akten ist durch entsprechende Hinweise in den jeweiligen Akten hergestellt.

Die ausführlichen Vorbemerkungen des Repertoriums enthalten neben Hinweisen zur Behördengeschichte der älteren Berg-, Salz- und Münzverwaltungen und der Oberberg- und Salzdirektion in Kassel auch drei Beamtenlisten:

eine Liste der Bergbeamten von 1538–1821,

eine Liste der für das Münzwesen zuständigen Beamten von 1742–1803,

eine Liste der Leiter der Oberberg- und Salzwerkdirektion Kassel von 1821–1867.

Die Gliederung des Repertoriums orientiert sich an inhaltlichen Merkmalen. Das Verzeichnis des Teilbestandes 55a ist in vier Kapitel untergliedert:

Kapitel A enthält die allgemeinen Bergwerks-, Hütten- und Salzwerkssachen. In diesem Kapitel sind Bergordnungen, Akten der Bergverwaltung, Jurisdiktions- und Prozeßsachen, Akten einzelner Bergbeamter und schließlich auswärtige Beziehungen in Bergwerksangelegenheiten verzeichnet.

Kapitel B verzeichnet die Akten des Bergwerks, und Hüttenwesens zunächst nach Materialgesichtspunkten (Gewinnung, Verarbeitung und Handel von: Eisen, Kupfer, Messing, Gold und Silber; Kobalt und Farben; Blei; Steine und Erden; Kohle; Alaun und Salpeter; Glas), außerdem sind hier die Akten der einzelnen Berg- und Hüttenwerke in alphabetischer Reihenfolge verzeichnet.

Kapitel C umfaßt die Akten des Salzwerkwesens. Auch hier sind im Anschluß an die allgemeineren Themenkreise Salzhandel und Salzpreise die Akten der einzelnen Salzwerte in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt.

Kapitel D schließlich behandelt das Münzwesen. Dieser Themenkreis ist weiter untergliedert in die Abschnitte Münzbediente, Betrieb der Münze in Kassel, Münzkurse und Umlauf schlechter Münzsorten und Falschgeld.

Der Teilbestand 55 b verzeichnet die Akten der Oberberg- und Salzwerkdirektion in Kassel in zwei Kapiteln:

Kapitel A enthält die Akten zu Berg-, Hütten- und Salzwerkssachen, dieses Kapitel ist ebenfalls nach den bearbeiteten Materialien aufgegliedert. Kapitel B umfaßt die Münzsachen dieser Direktion in einer zu Kapitel D des Teilbestandes 55a analogen Untergliederung.

Zwei ausführliche Register (Orts- und Namensregister) bilden den Schluß dieses Repertoriums, das einen für die hessische Wirtschaftsgeschichte wichtigen Aktenbestand erschließt.

Das von G. Menk bearbeitete Repertorium erschließt die Abteilung 33: Stände des Aktenbestandes 115: Waldeck, Ältere Kanzleien. Diese Abteilung umfaßt die im Geschäftsbereich der älteren Kanzleien angefallenen ständischen Betreffende, insbesondere die im Zusammenhang mit den Landtagen bzw. Deputationstagen angefallenen Aktenstücke (Ausschreiben, Abschiede, Korrespondenz) des Zeitraumes von 1521–1705. Außerdem wurden aus den Aktenbeständen 121: Waldeckische Regierung und 135: Waldeck, Landtagsakten Teile übernommen, die von ihrer Provenienz her dem hier verzeichneten Bestand zuzuordnen waren. Die einzelnen Stücke sind einigermaßen ausführlich verzeichnet, leider fehlt dem Repertorium ein Register. Ein Verzeichnis der Land- und Deputationstage beschließt den Band. *Gerd Sattler*

Nicolai, Helmut (†): Waldeckische Wappen. Beiträge zur Familiengeschichte. Teil 1: Einführung in die Heraldik. Adelswappen. Bearbeitet von Wilhelm Hellwig und Heinrich Hochgrebe. Herausgegeben vom Waldeckischen Geschichtsverein. Arolsen 1985. 249 S., 7 Abb. im Text. 198 Wappenabb. auf 25 Tafeln, davon 19 Tafeln mit farbigen Wappen. Ln.

Mit diesem ersten Teil des waldeckischen Wappenbuches, dessen Manuskript 30 Jahre im Archiv des Geschichtsvereins und im Stadtarchiv Korbach ruhte, legen Wilhelm Hellwig und Heinrich Hochgrebe zunächst die Adelswappen aus dem Nachlaß des unvergessenen Helmut Nicolai vor. Als 2. Teil sind die bürgerlichen Wappen und als 3. Teil die Hausmarken, Städte- und Gemeindegewappen vorgesehen. Diese Veröffentlichungen werden, wie Günther Jedicke im Vorwort anzeigt (S. 6/7), in einer neuen Schriftenreihe mit dem Titel „Waldeckische Forschungen“ in unregelmäßiger Folge erscheinen.

Die Bearbeiter haben das Manuskript Helmut Nicolais nahezu durchweg im Wortlaut übernommen, nur auf S. 113/114 hat Wilhelm Hellwig einige wichtige Erläuterungen und Korrekturen beigesteuert.

Nicolai beginnt mit einer Einführung in die Heraldik (S. 11–98). Er schließt mit dem Wappenrecht ab und bietet eine Übersicht des einschlägigen Schrifttums (S. 93–96). Er fährt mit dem waldeckischen Stammwappen und den Wappen der neueren Eisenberger wie der neueren Wildunger Linie fort (Tafeln I–III). Ab Tafel IV folgen dann die 198 Adelswappen, denen kurze historisch-genealogische Hinweise für die einzelnen Familien beigelegt sind (S. 170 f.). Der schnellen Orientierung dient ein Wappenregister (S. 247–249).

Obwohl die Einführung in die Heraldik im vorliegenden 1. Teil der Waldeckischen Wappen „kopflastig“ zu sein scheint, sind die grundlegenden Ausführungen für das Verständnis des Lesers von großem Wert. Man wird hierbei zu bedenken haben, daß im Laufe der Jahrzehnte neuere Erkenntnisse auf dem Gebiet der Heraldik nicht berücksichtigt sind. Mit diesem Vorwurf müssen alle Publikationen von älteren Manuskripten leben. Die Geschlossenheit des Werkes wird erst deutlich, wenn es vollständig vorliegt. Erst dann ist eine endgültige gerechte Beurteilung angezeigt. Da hat Helmut Nicolai nichts zu befürchten.

Man kann es nur dankbar begrüßen, wenn immer wieder die Blasonierung eingeflochten wird, eine große Hilfe für den Leser, der das weite Feld der Heraldik nur wenig kennt.

Mit der Problematik, welches Wappen nun wirklich als echt waldeckisch angesprochen werden kann, hat sich Helmut Nicolai gründlich auseinandergesetzt (S. 99) und sich im Zweifelsfall für die Aufnahme entschieden, um das Material zu sichern. Aus den familiengeschichtlichen Anmerkungen und den Quellenhinweisen ist ersichtlich, daß zahlreiche waldeckische Adelsfamilien über die engen Grenzen der Grafschaft hinaus in der Nachbarlandschaft wie Hessen und Paderborn verwurzelt sind. Vor allem aber tritt mit den 200 Adelswappen die waldeckische Ministerialität vollständig in Erscheinung und wird aus dem Halbdunkel ans Licht gezogen. Bisher und in der Regel begegnete der Historiker dem Ortsadel immer nur gelegentlich in einer Urkunde durch Zeugnis und vielleicht durch Siegel. Hier wird er in der Gesamtheit und in seinem historischen Gewicht sichtbar.

Der Geschichtsverein in Arolsen ist mit der langen Reihe der Waldeckischen Ortssippenbücher seit dem Beginn durch Robert Wetekam vor 50 Jahren richtungsweisend geworden. Von hier aus läßt sich zuversichtlich folgern, daß Wilhelm Hellwig, Günther Jedicke, Heinrich Hochgrebe und alle übrigen Mitarbeiter es an Schwung und Energie nicht fehlen lassen werden, dieser neuen Schriftenreihe zum Erfolg zu verhelfen.

Wer sich der Geschichte des „Genieländchens“ Waldeck in seiner Vielfalt irgendwie verpflichtet weiß, wird der neuen Schriftenreihe des Waldeckischen Geschichtsvereins im voraus einen Platz im Bücherschrank sichern.

Kurt Günther

Schneider, Ulrich: Bekennende Kirche zwischen „freudigem Ja“ und antifaschistischem Widerstand. Eine Untersuchung des christlich motivierten Widerstandes gegen den Faschismus unter besonderer Berücksichtigung der Bekennenden Kirche in Kurhessen-Waldeck und Marburg. Kassel: Brüder-Grimm-Verlag 1986; 611 S., 29,80 DM.

Daß die Kirchenhistoriographie in ihrer Darstellung der Nazizeit nicht nur nicht immer „wider die Kirchenkampfllegenden“ gestritten, sondern solche auch produziert hat, ist spätestens seit der gleichlautenden Schrift von F. Baumgärtel (1959) weithin bekannt. Insofern ist das Anliegen, hier „kritisch“ entgegenzuarbeiten und diese Legenden als solche zu enttarnen, mehr als berechtigt. Ulrich Schneider, Jahrgang 1954 und Autor der jüngsten Veröffentlichung zur kurhessischen Kirchengeschichte, darf sich daher mit seiner vom Fachbereich Gesellschaftswissenschaften/Philosophie der Universität Marburg als Dissertation angenommenen Darstellung zu Recht innerhalb der spätestens durch Ernst Wolf 1965 begründeten, aus Schneiders Perspektive aber erst mit G. Brakelmann und H. Prolingheuer Ende der 70er-Jahre zu wahrer Reife geführten kritischen Kirchengeschichtsschreibung der Jahre 1933 bis 1945 ansiedeln. Ob freilich seine methodisch durch den historischen Materialismus und daher durch marxistische Positionsbestimmungen der Geschichtswissenschaft in der DDR bestimmte Arbeit wirklich reifere Früchte einer an sich längst überfälligen Beschäftigung mit der kurhessischen Kirchengeschichte jener Jahre bietet, als die von ihm als „vorwissenschaftlich“ verfemte erste regionale Darstellung von Hans Slenczka („Die ev. Kirche von Kurhessen-Waldeck in den Jahren 1933 bis 1945“, Göttingen 1977; bespr. in: ZHG, Bd. 87, S. 374 f.) darf bezweifelt werden.

Zweifellos fußt Schneiders *opus magnum* auf einer wesentlich breiteren Quellenbasis, als sie Hans Slenczka seinerzeit zur Verfügung stand. 16 Archive und Privatsammlungen, darunter das im Regelfall westdeutschen Historikern nicht ohne weiteres zugängliche Zentrale Staatsar-

chiv der DDR in Potsdam, haben seiner Arbeit erst die Materialfülle bereitgestellt, deren Sichtung und Verarbeitung unter Einbeziehung von ca. 300 Buch-, Aufsatz- und Zeitschriftentiteln (sicher nicht nur) dem Rezensenten Respekt abnötigen. Auf 578 Seiten mit vier unterschiedlich langen, in sich wiederum untergliederten Hauptteilen präsentiert sich so dem interessierten Leser eine großartige Fleißarbeit, deren fachliche Nutzung – besonders unter der Perspektive spezifisch regionaler Entwicklungen – durch ein 22-spaltiges Orts- und Personenregister am Schluß des Buches ausgesprochen erleichtert wird. Frei von jeder kirchlichen Apologetik verhandelt Schneider schwerpunktmäßig die Jahre 1933 bis 1939 der kurhessischen Kirchengeschichte unter besonderer Berücksichtigung des Marburger Raumes, die er jedoch ein- und ausleitend in die schwammige Weite der Kontinuität sog. „Traditionslinien“ des deutschen Protestantismus stellt. Ausführlich geht der Autor dabei nicht nur auf die landeskirchlichen Reaktionen auf die reichsweiten Entwicklungen im Verhältnis Staat-Kirche bzw. innerhalb der DEK ein (Reichsbischofswahl, Barmer Synode, Eingliederung der ev. Jugend in die HJ, Eidesfrage, Reichskirchenausschuß etc.), sondern auch auf die Spezifika der EKKW in jenen Jahren (u. a. die Kirchen-„wahlen“ 1933, der Streit zwischen der Vorläufigen Kirchenleitung und der Kommissarischen Kirchenregierung, das Gutachten der Marburger Fakultät zum Arierparagraphen, die Arbeit des Landeskirchenausschusses, die besondere kurhessisch-waldeckische Situation der Bekennenden Kirche (BK) und der Deutschen Christen (DC)...). Eindrucksvoll treten dabei – entsprechend der regionalen Schwerpunktsetzung der Arbeit – auch die Marburger Akteure im kurhessischen Kirchenkampf hervor, so ganz besonders Hans von Soden, Karl-Bernhard Ritter und Rudolf Bultmann. Ob sich diese – wie auch die vielen anderen – freilich in Schneiders Bewertung und Einordnung ihres Handelns und ihrer Intentionen wiedererkennen würden, darf mit guten Gründen bezweifelt werden. Dabei ist gar nicht an die oft bemühte, deshalb aber nicht richtiger werdende Argumentation gedacht, daß der Grad der historischen Wahrheit zunimmt mit der zeitlichen Nähe des analysierenden Historikers zu dem Geschehen. Die aus den praktischen Erfahrungen der Seelsorge stammende Einsicht, daß zuviel Nähe zum Gegenüber den Blick auch trüben kann, gilt analog auch für die Geschichtswissenschaft. Ein Vergleich zwischen Biographie und Autobiographie illustriert dies oft eindrücklich. Insofern ist Schneiders „Ferne“ zu dem von ihm behandelten Sujet durchaus nicht *per se* ein Nachteil. Mit seiner distanzierten Außensicht hält er der kurhessisch-waldeckischen Landeskirche schonungslos einen Spiegel vor und lenkt den Blick endlich weg von der Apologetik vergangener Jahrzehnte. Das so entstehende Bild ist – weiß Gott – nicht immer erfreulich. Defizite der einzelnen Gemeindeglieder wie der kirchenleitenden Gremien und Personen gerade auch in der politischen Wahrnehmung jener Jahre, das Versagen und die Schuld gegenüber denen, die vergeblich auf solidarisches und stellvertretendes Mitleiden der Kirche Jesu Christi gewartet haben (stellvertretend für andere sei an die in den kurhessischen Landgemeinden hautnah erfahrbar gewesene Entrechtung und Verfolgung der Juden erinnert!), Angst, Opportunismus und Feigheit müssen heute auch endlich benannt werden dürfen. Der mutige Kampf der EKKW gegen die NS-Kirchenpolitik zur Sicherung ihres eigenen Bestandes fand leider nur bei einzelnen seine Entsprechung in der grundsätzlichen Infragestellung des politischen Systems. Hier wird die kurhessische Kirche von Schneider schmerzlich an die Frage Heinrich Bölls „Wo warst du, Adam?“ erinnert, deren Antwort sie den Nachgeborenen nicht schuldig bleiben darf.

Aber: Wo ist die Grenze zur – früher völlig unangemessen „pharisäerhaft“ genannten – Beserwisserei, die aus der sicheren historischen Distanz und ohne akuten Entscheidungsbedarf (scharf) urteilt? Wichtiger noch: Woher beziehen wir unsere Maßstäbe für die Beurteilung vergangenen Handelns oder Unterlassens in der Kirche? Und schließlich: Inwieweit entspricht unser erkenntnisleitendes Interesse dem zu analysierenden Gegenstand, hier: dem kirchlichen und theologischen Selbstverständnis der EKKW in den Jahren 1933/45 und ihrem aus ihm resultierenden praktischen Verhalten gegenüber dem Nationalsozialismus?

Schneiders Antwort an dieser Stelle ist eindeutig: Vorgegeben ist ein maßgeblich durch die DDR-Historiographie der letzten Jahre geprägter Begriff von „antifaschistischem Widerstand“, demzufolge nur die Arbeiterbewegung mit der KPD an ihrer Spitze konsequent Widerstand gegen den Hitlerfaschismus geleistet habe. Einen entsprechenden Widerstand der Kirche habe es nicht gegeben, wohl aber eine respektable „Gegnerschaft christlicher Kreise und Persönlichkeiten gegen den Faschismus“. Hier findet dann auch das Engagement der kurhessischen BK seinen Ort, deren geschichtlich-politische Wirkung Schneider ausschließlich in ihrer marginalen und zudem ungewollten Unterstützung des i. W. durch die KPD bestimmten Antifaschismus ausmacht. Konsequenter formuliert Schneider dann als sein erkenntnisleitendes Interesse, die vorgegebene Definition von christlich motiviertem Widerstand am Beispiel von Kurhessen-Waldeck mit historischem Material füllen zu wollen (S. XXVI). Es ehrt Schneider, daß er in einem methodisch-methodologischen Einleitungsteil von 35 S. den Leser über diese

entscheidenden Prämissen nicht im Unklaren läßt. Wer aber wie der Rezensent diese und damit auch Schneiders parteilichen Standpunkt nicht teilt, der kann auch seiner Benutzung der kurhessischen Kirchengeschichte als „Steinbruch“ und den so gewonnenen Ergebnissen nur widersprechen. Ob es um die angebliche Hochschätzung des NS-Staatssystems durch die in der/für die (Bekennende) Kirche Handelnden (auch über die blinde Euphorie der Anfangszeit hinaus) geht oder um das unterlassene Eintreten für verfolgte Kommunisten, Sozialdemokraten oder Juden, ob die aus seiner Sicht wachsweiße Kollaborationshaltung der kurhessischen BK gegenüber den DC und später dem Landeskirchenausschuß oder um die Auseinandersetzung um Gebetsliturgie und Treueeid – überall entwirft Schneider das Zerrbild einer Kirche, die neben dem klaren und entschiedenen Widerstandshandeln der Arbeiterklasse ausgesprochen fade wirkt. In ihrem Erkenntnisvermögen gegenüber dem wahren Charakter des Nationalsozialismus begrenzt, in ihrer praktischen Politik opportunistisch auf Selbsterhaltung ausgerichtet, wird sie letztlich nur durch die politisch weitblickenden Einzelpersonen und Kreise vor einem vernichtenden Urteil der Geschichte über sie bewahrt.

Dies ist nun wahrhaftig nicht die langersehnte ganze, ungeschminkte Wahrheit über die EKKW in der Nazizeit! Da hilft es auch nichts, den Blick auf Schneiders Darstellung der konkreten Einzelsituationen zu lenken, um etwa im Detail noch etwas von jener „Wahrheit“ wiederzufinden. Thomas Klein hat an anderer Stelle (HJL, Bd. 36, S. 351-375) mit spitzer Feder Schneiders Fehlurteile *en detail* (sc. an konkreten Beispielen) eindrücklich aufgezeigt. Auf ihn kann hier nur verwiesen werden. Nein, der Fehler liegt tiefer. *Wer nicht bei Schneiders Ergebnissen enden will, darf nicht mit seinen Prämissen beginnen.* Wer die Situation der kurhessischen Landeskirche in der Nazizeit wirklich verstehen will, der muß zum einen etwas wissen vom Wesen und Auftrag einer christlichen Kirche, zum anderen aber auch die vorausgegangenen Jahre der Weimarer Republik besser im Blick haben, als es in Schneiders leider nur fragmentarischem Abriß (S. 1-90) der Fall ist. Mit einigen Überlegungen soll hier wenigstens angedeutet werden, was darunter zu verstehen ist.

Schneider legt an die EKKW seinen (partei-)politischen und deshalb ausgesprochen engen Widerstandsbegriff an, um die kurhessische (Bekennende) Kirche endlich in ihrer *politischen* Bedeutung, als *politische* Widerstandsgruppe in den Blick zu bekommen. Abgesehen davon, daß man hier fragen müßte, ob denn das auch hier als Vorbild dienende Handeln von KPD und SPD wirklich so eindrucksvoll und effizient war (die kürzlich publizierte „Lageberichte der Gestapo über die Provinz Hessen-Nassau 1933-1936“ werten hier durchaus anders!), die eigene Redlichkeit müßte Schneider eigentlich gebieten zu belegen, ob der aus seiner Sicht so eindeutig vorgegebene Weg notwendigen Handelns wirklich notwendig der einzige war. Damit soll nicht behauptet werden, der von der EKKW eingeschlagene Weg sei *die* angemessene Reaktion auf den Nationalsozialismus schlechthin gewesen. Zu groß wiegt heute für uns das nur schwer erträgliche Schweigen der Pfarrer und Gemeindeglieder z. B. zu den Novemberpogromen 1938 oder zu den Verhaftungen von politischen Gegnern. Ist aber an das Handeln der Kirche wirklich derselbe Maßstab wie an eine parteipolitische Gruppe anzulegen, die eindeutig an die Interessen ihrer soziologischen Klientel gebunden ist? Konnte z. B. die EKKW wirklich in der von Schneider postulierten Form „politisch“ werden und sich eindeutig auf Seite von SPD und KPD stellen? Angesichts der tiefen weltanschaulichen Gegensätze und des seit der Industriellen Revolution ausgesprochen problematischen Verhältnisses Kirche-Arbeiterschaft darf dies (so bedauerlich es auch sein mag) mit Fug und Recht bezweifelt werden. Die durch die Weimarer Presse nahezu jedermann bekannten (von Schneider völlig bagatellisierten) Christenverfolgungen in der UdSSR mit ihrer Opferzahl in Millionenhöhe dürften in kirchlich gebundenen Kreisen kaum zu einem freundlicheren Bild der KPD beigetragen haben.

Schneider war offenbar zu keiner Zeit bereit, sein mitgebrachtes Vorverständnis vom notwendigen Widerstandshandeln der Kirche hinsichtlich seiner Angemessenheit infragestellen zu lassen. Konsequenterweise übersieht er darüber auch, daß die kurhessische Kirche unterhalb der von ihm so geschätzten Grenze des Spektakulären sehr wohl ihren Handlungsspielraum gegenüber dem NS-Staat zu nutzen gewußt hat. Dabei muß man gar nicht bloß an das große taktische Geschick denken, mit dem in Kurhessen in zähen und erbitterten Auseinandersetzungen eine Gleichschaltung und Zerstörung der Landeskirche bis zum Jahre 1945 verhindert werden konnte. Auch zahlreiche Predigten (vgl. z. B. den jüngsten Hinweis im Hess. Pfarrerbblatt 4/87, S. 153f.) belegen, daß die Pfarrerschaft der EKKW keineswegs sprachlos war. Freilich vollzog sich ihre Verkündigung unter den Bedingungen einer Diktatur, d. h. oft verschlüsselt und per Andeutung oder Nichterwähnen, um den Spitzeln im Gottesdienst keine Möglichkeit der Denunziation zu geben. Ähnliches gilt auch für die Arbeit in kirchlichen Gremien oder für den amtlichen Schriftverkehr. Aber wer damals Ohren hatte zu hören, der verstand im Gegensatz zu Schneider auch, wie es gemeint war.

Schneider beklagt, daß die EKKW ihren Kampf nur um die Erhaltung ihres eigenen Bestandes und Handlungsspielraumes geführt hat. Vielleicht muß man wie der Rezensent Theologe sein, um zu verstehen, daß sich der Weltbezug des christlichen Glaubens auch und gerade in ihrer Verkündigung der Rechtfertigung allein aus Glauben an alle Menschen ausdrückt. Bleibt die Kirche bei dieser ihr aufgetragenen Sache, formuliert sie damit eine Zumutung, die höchst politisch ist. Die Nazis hatten das begriffen, weshalb sie ja auch versuchten, die öffentliche Rede in der Kirche unter Kontrolle zu behalten. Kampf um den eigenen Handlungsspielraum – das muß eben nicht als blinde Selbstbezogenheit einer Institution beklagt werden, sondern muß auch als Kampf um diesen missionarisch begründeten Verkündigungsauftrag der Kirche Jesu Christi und insofern auch in unmittelbarem Zusammenhang mit dem aus diesem Selbstverständnis resultierenden Bemühen um Wiedererlangung (volks-)missionarischer Kompetenz gesehen werden. Ein Verweis auf die diffizile volksskirchliche Situation auch der EKKW mit ihrer bereits in der Weimarer Republik virulenten Erneuerungsdiskussion, innerhalb derer auch die volksmissionarischen Bemühungen um eine soziologische Milieuverbreiterung der einzelnen Landeskirchen ihren „Sitz im Leben“ haben, fehlt bei Schneider völlig. Gerade aus den leider in der einschlägigen Sekundärliteratur nur sehr begrenzt gewürdigten volksskirchlichen Erneuerungsbestrebungen zwischen 1918 und 1933 hätte Schneider lernen können, wie sehr die kontrovers geführte Debatte um das Verhältnis von Staat und Kirche und der 1933 noch völlig unabgeschlossene kollektive Identitätsfindungsprozeß der ev. Landeskirchen nach 1918 (Ende der Allianz von Thron und Altar) das faktische Verhalten der in der Kirche Handelnden nach 1933 normierte.

Sicher gibt der Blick auf die vier programmatischen Erneuerungsansätze (kirchlich-liberal, religiös-sozialistisch, volksmissionarisch und jungkonservativ bzw. völkisch orientiert) der Weimarer Jahre nicht *die* Antwort zur Erklärung der mehrdeutigen Haltung der ev. Kirchen nach 1933. Immerhin aber hätte gerade die Diskussion in der Weimarer Republik zwischen Karl Barth („Quousque tandem...“; „Die Not der ev. Kirche“) und Johannes Schneider bzw. Otto Dibelius („Das Jahrhundert der Kirche“) eindrücklich illustrieren können, wie groß der innere Dissens der ev. Kirche über ihr Wesen und ihre Aufgabe innerhalb einer religionsneutralen, pluralistischen Gesellschaft war. Diejenigen in ihr, die sich nicht bereitwillig dem Eindringen des völkischen Gedankens in die Kirche öffneten, waren weit davon entfernt, einig in der Bestimmung dessen zu sein, was sie als Substanz der Kirche gegenüber deutsch-christlichen oder staatlichen Zugriffen verteidigen sollten. Konnte eine solche Kirche, die vor 1933 noch so wenig wußte, wohin sie wollte, 1933 und später wirklich entschiedener gegenüber den DC und dem NS-Staat auftreten? Ist aber andererseits trotz dieses inneren Dissenses, das bereits Ende 1933 zunehmend härter und bestimmter werdende Auftreten gegenüber den Versuchen der Nazis, den kirchlichen Handlungsspielraum (besonders hinsichtlich der Verkündigung und der kirchlichen Jugendarbeit) einzuschränken, nicht auch ein Indiz für das sich allmählich wandelnde Bewußtsein innerhalb der kurhessischen Kirche dafür, was ihr Wesen und Auftrag sei?

Kein Zweifel, Schneider wertet hier anders, weil sein erkenntnisleitendes Interesse ein grundsätzlich anderes ist. Konsequenter verwirft er als Politologe daher auch andere, wirklich an der Erhellung der (zugegebenermaßen komplizierten) Geschichte der protestantischen Kirchen jener Jahre interessierte Ansätze (z. B. die von Klaus Scholder und Kurt Meyer). Gerade seine Vorwürfe gegen Meyer, der sich stark um die Einbeziehung der angedeuteten volksskirchlichen Identitätsproblematik bemüht, zeigen Schneiders auch an anderen Tatbeständen illustrierbares selektives Wahrnehmungsvermögen, indem er zugunsten der Anwendung seines fertigen Widerstandsbegriffs auf die EKKW die durch Meyer fixierte Problemstellung ausblendet. Man spürt die Absicht und man ist verstimmt!

Trotzdem – Schneiders Buch zwingt, auch bei allem Widerstand gegen seine Thesen, in die Auseinandersetzung mit seinem brisanten Thema geradezu hinein. Daß seine Darstellung überdies auch einen Beitrag zum christlich-marxistischen Dialog darstellt, indem sie den einstmals von orthodox-marxistischer Seite so verfeimten Religiösen Sozialisten Gerechtigkeit widerfahren läßt (freilich nicht, ohne sie in ihrer historischen Bedeutung völlig zu überschätzen!), hat an anderer Stelle (vgl. *forum religion* 2/87, S. 37-41) bereits Herbert Kemler überzeugend herausgestellt. Auch dies ist sicher ein weiterführendes Ergebnis seiner Studien. Dem von Schneider aufgebauten Gesamteindruck aber, die (Bekennende) Kirche in Kurhessen-Waldeck habe faktisch eher als Schmieröl für die NS-Diktatur gewirkt, als dieser die zweifellos notwendigen Klistiere zu verpassen, kann gar nicht deutlich genug widersprochen werden. Daß die von Schneider so hochgeschätzte Arbeiterklasse auch aus *theologischen* Gründen weder damals noch heute als Verheißungsträger für die in der Kirche Handelnden in Frage kommen konnte, ist eine Sache; daß zudem ihr Handeln in seinen Möglichkeiten und Begründun-

gen einem ganz anderen Selbstverständnis entsprang und insofern als kritische Meßlatte für kirchliches Verhalten völlig unangemessen ist, eine andere. Man stelle sich einmal den umgekehrten Versuch vor, in der Kirche verwurzelte Christen würden hinsichtlich der Analyse und Beurteilung des Widerstandshandelns so mit der KPD jener Jahre umgehen, wie es Schneider mit der kurhessischen Kirche getan hat. Deren Aktivisten würden sich sicher so zu wehren wissen, wie hoffentlich auch die noch lebenden „Kirchenkämpfer“! Schneiders Buch kann zwar auch und gerade für die ev. Kirchen der Gegenwart eine umbarmherzige, aus marxistischer Perspektive formulierte Spiegelfunktion ausüben (Wird in ihr – um ein Wort Bonhoeffers aufzugreifen – lauter für die Juden, verstanden als Chiffre für die Opfer unserer Gesellschaft, zu schreien gewagt als damals, so daß ihr gregorianischer Gesang vor Gott und den Menschen eher zu rechtfertigen ist?), aber keinesfalls das letzte Wort zur Geschichte der EKKW in der NS-Zeit sein. Gemeinsam aber mit H. Slenczka und den in den letzten Jahren vermehrt abgefaßten lokalen und regionalen Studien stellt es eine wichtige Formulierungshilfe zu ihm dar, die zu mißachten sträflich wäre.

Michael Dorhs

Frenz, Wilhelm, Kammler, Jörg, Krause-Vilmar, Dietfrid: Volksgemeinschaft und Volksfeinde. Kassel 1933–1945. Band 2: Studien. Redaktion Wolfgang Prinz. Fulda: Hesse GmbH 1987, Pappband, 428 S., 49,— DM (Kasseler Quellen und Studien. Schriftenreihe des Magistrats der Stadt Kassel, Band 7).

Der Band, kompiliert aus 15 Einzelbeiträgen (mit – bei 25% des Anteils – deutlichem Schwerpunkt bei der Aufarbeitung der Geschichte des jüdischen Bevölkerungsanteils), überzeugt durch seine Beispielfülle und seine Belegdichte bei der Darstellung der NS-Macht ergreifung, NS-Machtausübung und schließlich NS-Machtsicherung um jeden Preis.

Der vorgelegte Band ist durchgehend parteiisch in dem Sinne, als seine Autoren sich als Anwälte der Opfer, als Ankläger der Gewalt, der Menschenverachtung, der Kulturlosigkeit verstehen, und für all das – wahrlich – gibt es in der Geschichte Kassels zwischen 1933 und 1945 eine bedrückende Fülle von Beispielen. Das wirklich Erschütternde sind dabei nicht allein die aufgezeigte Eindeutigkeit der Entwicklung zu einem brutalen Unrechtsstaat und die vielseitig gestützte Ausprägung der NS-Gewaltherrschaft. Was einen gefangennimmt beim Lesen und immer wieder erschauern läßt, ist die am leicht nachvollziehbaren, in Dutzenden von Erinnerungen wachen Einzelschicksal des Nachbarn gespiegelte, letztlich: eigene Geschichte. Es sind ja die Menschen aus derselben Stadt, aus derselben Straße, Menschen derselben Religions- oder Parteizugehörigkeit usf., an deren Erleben oder Leiden, Gehorsam oder Widerstand, Unterwerfung oder Emigration die politische Entwicklung festgemacht, illustriert, bestätigt wird. Das aus der Betrachtung der Ereignisse in und um Kassel gewonnene, historisch getreue Bild, die „Lokalgeschichte“ also, wird transparent für die Geschichte des gesamten deutschen Volkes in jener Zeit. Die Entwicklungen und Ereignisse in der Stadt Kassel werden zu einem zugleich eindeutigen und doch vielschichtig differenzierten Beispielfall voller Überzeugungskraft.

Die „Studien“ der elf Autoren – Einseitigkeit durch geschickte Auswahl der Quellen oder der Zeitzeugen ist kein berechtigter Vorwurf gegen diesen Band; er ist über jeden Tadel und Zweifel erhaben wissenschaftlich exakt – beziehen dabei neben den notwendig breiten Ansätzen bei Machtergreifung, Widerstand, Verfolgung z. B. auch Wirtschaftspolitik, Zeitungswesen, Städtebau, Theaterleben, Schulwesen u. a. mit ein; alles ist durch reiche Quellenbelege in den Fußnoten dokumentiert. Allerdings wird ein Beitrag über die Situation der Kirchen schmerzlich vermißt.

Verständlich ist es dabei, daß die ausgezeichneten Beiträge des für den Band verantwortlichen Redakteurs Wolfgang Prinz über die Judenverfolgung, Dietfrid Krause-Vilmars über die ausländischen Zwangsarbeiter und Jörg Kammlers über die Organisation des Widerstandes in der/durch die Arbeiterschaft mit der Vielzahl der im Text oder in den Anmerkungen aufgeführten Einzelschicksale besonders ergreifen.

Sicher – und hier wird den Äußerungen J. Kammlers während der Pressekonferenz zur Vorstellung des Bandes wohl recht zu geben sein – sind diese Beiträge zur Stadtgeschichte von 1933–1945 aber gerade wegen dieser Einarbeitung nach Hunderten zählender Einzelschicksale (das Personenregister der Opfer und Täter umfaßt ca. 1000 Namen!) besonders „unbequem“. Die Vergangenheit wird hier nicht „bewältigt“, sondern – buchstäblich – namhaft und damit

menschlich vorstellbar, erfaßbar gemacht. Nicht Überwindung der Vergangenheit, sondern Ver-Gegenwärtigung ist das Ziel des Bandes.

Die vielgehörte Ausrede aus den Reihen der damals mithandelnden oder miterlebenden Generation, man habe ja „von alledem nichts gewußt“, weil dieses ja so alltags- oder wirklichkeitsfern geschehen sei, kann nach der Lektüre dieses Buches endgültig kaum noch Glauben finden. Insgesamt: ein regions- und zeitgeschichtlich unverzichtbarer Band.

Helmut Burmeister

Lengemann, Jochen: Das Hessen-Parlament 1946-1986. Frankfurt/Main: Insel-Verlag 1986, 464 S.

Die Struktur des Buches läßt erkennen, daß es sich nicht um eine politische Geschichte des Hessischen Landtags seit der Nachkriegszeit handelt, sondern daß hier ein Handbuch vorgelegt wird, das im wesentlichen als Nachschlagewerk fungieren soll. Der Band gliedert sich in drei große Abschnitte: I. Von der nationalsozialistischen Diktatur zur parlamentarischen Demokratie (S. 13-66); II. Übersichten über den beratenden Landesausschuß, über die Verfassung-beratende Landesversammlung Groß - Hessen und die verschiedenen Wahlperioden (S. 67-194); III. Biographien der Mitglieder und der Vorsitzenden dieser Gremien; IV. Die Direktoren beim Landtag. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis schließt sich an.

Es ist unbestreitbar, daß durch dieses Handbuch eine Lücke in der hessischen Institutionenkunde geschlossen werden konnte. Im ersten Teil wird relativ gedrängt und knapp eine Übersicht über die Entstehung des Landes Hessen und die ersten Zivilverwaltungen unter dem amerikanischen Militärregime gegeben. Die amerikanische Militäradministration unter der Leitung von Colonel James Newman setzte autoritär und ohne irgendeine demokratische Legitimation eine zivile „Landesregierung“ unter einem „Ministerpräsidenten“ im Oktober 1945 ein. Bei der Beratung der Landesverfassung durch Vertreter von vier Parteien zeichneten sich scharfe Gegensätze bei den Überlegungen zur Wirtschafts- und Sozialordnung ab.

In dem zweiten Teil werden die Mitglieder verschiedener Gremien in der vorparlamentarischen Zeit und dann der Landtage in alphabetischer Reihenfolge präsentiert, ebenso werden genannt ihr Wohnort und ihre parteipolitische Zugehörigkeit. Das Wahlergebnis zur Verfassungsgebenden Landesversammlung erlaubt eine schnelle Orientierung über die absoluten Zahlen der Stimmen, die für die Parteien abgegeben wurden, den prozentualen Anteil an den gültigen Stimmen und die Sitzverteilung im Gremium.

Der biographische Teil erscheint zunächst nützlich, aber es darf nicht vergessen werden, daß die meisten Angaben auf der Mitteilungsbereitschaft der Abgeordneten basieren, so daß ein Mangel an Systematik erkennbar und Lücken (Kriegszeit, Länge des Studiums, Titel der Promotionsarbeit etc. etc.) vorhanden weil unvermeidbar sind. Vielen Biographien ist es dabei eigen, daß die Vorgestellten sich in einem möglichst günstigen Licht erscheinen lassen möchten, indem z. B. die Ämterhäufung herausgestellt oder die Vielzahl der Mitgliedschaften und Tätigkeiten – bis hin zum Vorsitzenden eines dörflichen Sportvereins – genannt werden. Dieser letzte Teil müßte bei einer Neuauflage des Werkes überarbeitet werden.

Volker Petri

Orts- und Regionalgeschichte

Maurer, Jakob: Geologische Wanderungen im Werra-Schiefer-Gebirge bei Witzenhausen. Werratalverein Witzenhausen 1987, 45 S., 11 Abb.

Das vorliegende Heftchen ist sehr dazu geeignet, einer interessierten Leserschicht – besonders aber dem Wanderer, dem Geologen und Mineralogen erdgeschichtliche Informationen über die Region um Witzenhausen zu vermitteln. In seiner knappen aber präzisen Darstellung erinnert es an „Geologische Wanderungen im Niederhessischen Bergland“ (Hans Penndorf 1926). Dem Wanderer werden wichtige „Seiten im Buch der Erdgeschichte“ aufgeschlagen; der Mineraliensammler kann nach den Angaben des Bändchens eine vielversprechende Exkursion planen und durchführen.

Bei Station 4, Schürfstollen auf Kupferschiefer, Seiten 19-20, hätte man aber die alten deutschen Mineralnamen (weil teils veraltet) vermeiden und Bezeichnungen der heutigen Nomenklatur verwenden sollen. Kupferkies und Bleiglanz sind ja noch geläufig, aber Kupfernickel, Kupfergrün, Kupferbraun u. a. kennt kaum noch ein Mineraloge. In den betreffenden Mineralienbüchern von heute sucht man vergebens danach. Wenn schon nicht auf die alten Namen verzichtet werden sollte, dann hätte Maurer die gebräuchlichen Benennungen besser in Klammern hinzugesetzt, wie es in einigen wenigen Fällen tatsächlich getan wurde. Vermeiden sollte man aber auch Benennungen, die zwei verschiedene Mineralien vortäuschen (z. B. Pyrit neben Schwefelkies). Und wenn man chemische Formeln benutzt, dann sollte das überall geschehen. Ein Hinweis auf vorkommenden sedimentären Schwefel und die Quarzkristalle (Gips bei Hundelshausen, bei Station 9, Seiten 29-31) hätte gegeben werden können, wie auch „Amethyst“ in den Kiesablagerungen der Werra (Gerölle aus dem Thüringer Wald, bei Station 11, Seiten 32-33) der Erwähnung verdient. Dennoch: ein uneingeschränkt nützliches Bändchen.

Peter Naumann

Giegerich, Willi: Bad Vilbel – Landschaft, Geschichte, Kultur. Hrsg. vom Bad Vilbeler Verein für Geschichte und Heimatpflege e. V. mit Unterstützung der Stadt Vilbel. Frankfurt: Verlag Waldemar Kramer 1986, 2. Aufl., 493 S., 197 Abb. i. T.

Bei dem vorliegenden Werk handelt es sich um die zweite und erweiterte Auflage des inzwischen vergriffenen Heimatbuchs „Bad Vilbel – Landschaft, Geschichte, Kunstdenkmäler, Kultur“, die nicht nur der im Zuge der Verwaltungsreform erfolgten Eingliederung von Dortelweil, Gronau und Massenheim in die Stadt Bad Vilbel Rechnung trägt, sondern auch die in den letzten Jahren erschienenen heimatgeschichtlichen Veröffentlichungen berücksichtigt. Trotz der vorgenommenen Erweiterungen blieb der Charakter des Buchs als „volkstümliches Lesebuch“, was auch durch die zahlreichen Abbildungen unterstrichen wird, erhalten. Erfreulich ist der breitgefächerte Themenkreis dieses Heimatbuchs. Ausgehend von der Betrachtung der Landschaft der südlichen Wetterau, in der Bad Vilbel als „zentraler Ort“ anzusehen ist – beleuchtet werden u. a. die Geologie, Gesteine, Lagerstätten und Böden, das Klima und die Fauna und Flora dieses Raumes – wendet sich der Verf. der Geschichte Vilbels zu und schlägt hier einen Bogen von der Vor- und Frühgeschichte über die Römische Zeit und das Mittelalter bis an die Schwelle der Gegenwart. Die archäologischen Funde verdeutlichen, daß die Gegend um Vilbel bereits in der Steinzeit besiedelt war. Im zweiten und dritten nachchristlichen Jahrhundert entwickelte sich hier – wie in der gesamten Wetterau – im Schutze des Limes eine dichtbesiedelte Kulturlandschaft mit römischen Landgütern und Herrenhäusern, die um 500 n. Chr. in das Frankenreich eingegliedert wurde und einen Teil des Niddagaus bildete. In der Salierzeit sind die ersten Reichsministerialen in der Wetterau nachweisbar, die eine wichtige Stütze des Königtums gegen die zunehmende Macht des hohen Adels darstellten. Vilbel, Massenheim, Dortelweil und Gronau werden – wie der Verf. nachweist – bereits in Lorscher Urkunden des späten 8. Jahrhunderts erwähnt. Neben dem Königsgut lassen sich in diesem Raum seit dem 12. Jahrhundert in wachsender Zahl Lehensgüter nachweisen, die sich in den Händen der Grafen von Falkenstein, Königstein, Veldenz und Kronberg sowie der verschiedener Klöster und Stifte wie Haina, Arnsburg, Konradsdorf und St. Katharinen in Frankfurt befanden. Von besonderer Bedeutung war der Reichsforst Dreieich im Viereck zwischen Mainz, Vilbel, Stockstadt und Pfungstadt, der als Bannbezirk ausschließlich den Königen vorbehalten war und auf Grund des Weistums von 1338 dem Frankfurter Reichsschultheißen als Stellvertreter des Kaisers unterstand. Nach dem Aussterben der Münzenberger im Jahre 1255 wurde Vilbel zwischen den Häusern Falkenstein und Hanau geteilt. 1419 ging der Falkensteiner Anteil an Vilbel an die Herren von Eppstein-Königstein über, deren Rechtsnachfolger 1581 Mainz und 1816 das Großherzogtum Hessen-Darmstadt wurde. Der Hanauer Anteil fiel dagegen 1736 an die Landgrafschaft Hessen-Kassel, kam 1810 zum Großherzogtum Frankfurt und 1816 gleichfalls an Hessen-Darmstadt. Das nach Vilbel eingemeindete Dortelweil gehörte dagegen mit einer kurzen Unterbrechung bis 1866 zur Reichsstadt Frankfurt, während die zur Grafschaft Hanau gehörenden Orte Gronau und Massenheim an Hessen-Kassel fielen. Am Beispiel des Vilbeler Raums wird deutlich, wie zerstückelt die Herrschaftsverhältnisse in der Wetterau damals waren. Mißverständlich ist die vom Verf. gewählte Kapitelüberschrift „Revolution und Anfang der Neuzeit“, weil mit dem Begriff „Revolution“ den von der Reformation ausgehenden Veränderungen nicht Rechnung getragen wird. Korrekturbedürftig ist auch die Überschrift „Der Siebenjährige Krieg und die Koalitionskriege 1740-1763“. Der Siebenjährige Krieg begann erst 1756, während man unter den „Koalitionskriegen“ die Kämpfe gegen das revolutionäre Frank-

reich bzw. Napoleon nach 1792 versteht. Nicht richtig ist auch, daß der 1759 bei Bergen geschlagenen alliierten Armee Herzog Ferdinands preußische Einheiten abgehörten. Sie bestand aus hannoverschen, braunschweigischen, hessischen und britischen Kontingenten, die auf preußischer Seite gegen die Franzosen kämpften. Zu ungesichert erscheint die Feststellung, daß ein Gulden am Anfang des 19. Jahrhunderts die Kaufkraft von fünf DM hatte, lassen sich doch heutige Preisvorstellungen kaum mit denen früherer Zeiten vergleichen.

In einem besonderen Kapitel behandelt der Verf. die liberale Bewegung des 19. Jahrhunderts im Raum Vilbel. Der Rezensent hält die Zuordnung der 1830 in der Wetterau ausgebrochenen Bauernunruhen zur liberalen Bewegung für bedenklich, weil der Liberalismus von den Kreisen des Groß- und Bildungsbürgertums getragen wurde. Es genügt auch nicht, 1843 von der hessischen Regierung zu sprechen, weil es damals zwei hessische Staaten, das Kurfürstentum und das Großherzogtum Hessen, gab. Trotz gelegentlicher Mißverständnisse hat Giegerich jedoch ein plastisches Bild von den damaligen Zeitläuften entworfen, wozu die zahlreichen angeführten Beispiele aus dem Alltagsleben in Vilbel und den umliegenden Gemeinden beitragen. So erfährt der Leser, daß 1860 auf Anordnung des Kreisamtes das Durchtreiben des Viehs durch die Stadt Vilbel je eine halbe Stunde vor und nach dem Gottesdienst verboten wurde, die Post 1877 durch die Stadt eine oberirdische Telegrafenerleitung legte und die Staatsstraßen nach Frankfurt und Friedberg 1877/78 chaussiert wurden. Aufschlußreich ist auch, daß 1814 in Dorteilweil zum Gedenken an die Völkerschlacht bei Leipzig ein Siegesbaum gepflanzt wurde und die Dorteilweilerin Marie Hensel den Spielbankbesitzer Blanc – er hatte Etablissements in Bad Homburg und Monte Carlo – heiratete.

Der Aufstieg Vilbels zum Badeort ist eng mit der von Carl Brod am 21. Juli 1900 erbohrten Heilquelle verbunden. Der zuvor von der Landwirtschaft und dem Handwerk bestimmte Ort wurde zunehmend vom Kur- und Badebetrieb geprägt, der sich allerdings mit den benachbarten Bädern Nauheim und Homburg nicht messen konnte. Viel Wissenswertes weiß der Verf. auch aus der Zeit von 1918 bis 1945 zu berichten. So erfährt der Leser, daß Vilbel im Jahre 1920 42 Tage von französischen Truppen besetzt war, die Reichstagswahl vom 5. März 1933 der NSDAP nicht die erhoffte Mehrheit in Vilbel brachte, die Synagoge in Vilbel nicht zerstört wurde, weil sie schon vorher in private Hand übergegangen war und 37 Wohngebäude im Zweiten Weltkrieg zerstört wurden. Augenzeugenberichte lassen die Einnahme Vilbels durch die Amerikaner im März 1945 besonders lebensnah erscheinen. Der geschichtliche Abriß wird durch eine übersichtliche Zusammenstellung der wichtigsten Ereignisse des Vilbeler Gemeindelebens von 1946 bis 1986 ergänzt.

Im folgenden behandelt der Verf. einzelne Bereiche aus Vilbels Vergangenheit, u. a. die Geschichte der Burg und der Ritterfamilien, ein Walter von Velewile wird 1128 erstmals erwähnt, die Kirchengeschichte des Orts, der durch die konfessionelle Spaltung der Reformation besonders betroffen war, weil im Hanauer Anteil links der Nidda eine evangelische und im Mainzer rechts des Flusses eine katholische Pfarrei bestand, die israelitische Gemeinde in Vilbel, die ältere Verfassung und Gerichtsbarkeit, u. a. das Vilbeler Dorfgericht, die Zentgrafen, Schultheißen und Amtmänner, das Gericht Bornheimer Berg und Landamt Bonames, die Gemeindeverwaltung und Gerichtsbarkeit seit dem 19. Jahrhundert sowie die Land- und Forstwirtschaft, das Handwerk und Gewerbe, das Verkehrs- und Postwesen, die Bevölkerungs- und Sozialgeschichte und die Geschichte des Heilbads Vilbel.

Der dritte Teil des Heimatbuches ist den kulturellen Verhältnissen gewidmet. Vorgestellt werden hier Baustile von der Römerzeit bis zur Gegenwart, die in Vilbel nachweisbaren fränkischen Haustypen und Fachwerkhäuser, z. B. das 1498 erbaute Rathaus, Hugenotten-Häuser, alte Inschriften und Wappenbilder an Häusern, Stadtnamen und Stadtwappen, Flur- und Flußnamen, Ehrungen der Stadt und der Bürger, das kulturelle Leben, u. a. das Brunnen- und Heimatmuseum und der Verein für Geschichte und Heimatpflege, Volksfeste und Märkte, der alte Vilbeler Dialekt, Vilbeler Trachten und Familiennamen.

Die im Anhang zusammengestellten Anmerkungen verdeutlichen, daß der Verf. neben der gedruckten Literatur auch Unterlagen der Staatsarchive Marburg, Darmstadt und Wiesbaden, des Stadtarchivs Frankfurt und des Archivs der Fürsten von Solms-Lich herangezogen hat, wodurch seine Ausführungen an Breite und Farbigkeit gewinnen. Zu bedauern ist jedoch der Verzicht auf einen Personenindex und die allzu knappe Form des Orts- und Sachregisters.

Von der vorliegenden Veröffentlichung läßt sich sagen, daß sie trotz einiger Fehler und Mißverständnisse die Geschichte Vilbels und der südlichen Wetterau in gut ausgewogener und lesbarer Form nachzeichnet. Sie richtet sich vor allem an den interessierten Heimatfreund, der hier auf viele Fragen Antworten erhält und zu weiteren Nachforschungen angeregt wird. Der Bad Vilbeler Verein für Geschichte und Heimatpflege war gut beraten, von dem inzwischen vergriffenen Heimatbuch eine zweite Auflage zu veranlassen.

Stefan Hartmann

Jäger, Berthold: Das geistliche Fürstentum Fulda in der Frühen Neuzeit: Landesherrschaft, Landstände und fürstliche Verwaltung (Schriften des Hess. Landesamtes für gesch. Landeskunde Bd. 39), Marburg 1986, Ln. 68,- DM.

Daß der moderne Staat nicht nur abstrakt-philosophische Voraussetzungen hat, sondern auch tief in der praktisch-verwaltungsrechtlichen Entwicklung seit dem Ausgang des Mittelalters ruht, ist gewiß eine eher banale Erkenntnis. Dennoch bleibt als erfreulich, wenn – wie im vorliegenden Falle –, ruhend auf einer breiten Quellenbasis, der mühevollen und zu Unrecht meist zu wenig beachtete Versuch unternommen wird, diese praktische Entwicklung in einem eng begrenzten Territorium nachzuzeichnen.

Besonders hervorzuheben an Jägers umfangreicher Untersuchung ist, daß er nicht einem einseitigen und den historischen Prozeß verkürzenden „Strukturalismus“ huldigt, sondern auch dem personalen Proprium in Fulda hinreichenden Raum läßt. Ausführlich werden die durch die Opposition der auf klassischen Formen der Machtteilhabe beharrenden Kräfte in Kapiteln und Adel gegen den entstehenden, durch zunehmend bürgerliche Juristen geprägten, Beamten- und Verwaltungsstaat behandelt. In diesen Zusammenhang eingebettet befaßt sich der Autor mit der rechtlichen Stellung des Landesherrn in ihrer zeitlich und sachlich differenzierten Ausprägung, sowie Aufstieg und Niedergang landständischer Formen der Herrschaftsteilhabe vom ausgehenden 14. bis zum 18. Jahrhundert. Schließlich wird die fortschreitende Ausprägung des territorialen Beamtenstaates in seiner reichen Gegliedertheit ausgiebig besprochen, von der höfischen Sphäre (Hofrat, Kammersekretariat, Geheimer Rat) über die Landesregierung bis hin zu Detailaufnahmen aus den Bereichen der Kanzleien und Fiskalverwaltungen.

Insgesamt also ein sehr nützliches, auch im großzügigen wissenschaftlichen Apparat sorgfältig gearbeitetes Werk. Ein gelungener prosopographischer Anhang und zahlreiche Tabellen, Schaubilder und Stammbäume erhöhen Anschaulichkeit und Benutzerfreundlichkeit des Buches.

Michael Hochgeschwender

Bund, Konrad: 1436–1986 – 550 Jahre Stadtarchiv Frankfurt am Main. Eine Kurzübersicht über seine Bestände. Frankfurt am Main 1986, 315 S. (Mitteilungen aus dem Frankfurter Stadtarchiv 3).

Zum 550. Jubiläum des Stadtarchivs Frankfurt am Main, des ältesten deutschen Stadtarchivs überhaupt, erschien begrüßungswerterweise eine lang erwartete, voluminöse Kurzübersicht über seine Bestände. Ihr Bearbeiter, der stellvertretende Archivleiter Dr. Bund, stellt gleich in seinem Vorwort mit Recht fest, daß am 29. Januar und 12. September 1944, den Tagen, an denen das alte Frankfurt in Schutt und Asche sank, unwiderruflich auch ein großer Teil der im Stadtarchiv aufbewahrt gewesenen historischen Überlieferung der früheren Reichsstadt vernichtet wurde: Von den etwa 10 Regalkilometern Archivalien, die es zu diesem Zeitpunkt gab, fielen zwei Drittel dem von den Bomben ausgelösten Brand deswegen zum Opfer, weil sie nicht rechtzeitig ausgelagert worden waren oder hatten ausgelagert werden können. Der Rest des ehemals so umfangreichen Bestandes, etwa ein Drittel, entging dem Untergang, da er schon seit 1942 an verschiedenen sicheren Plätzen aufbewahrt wurde. Über 40 Jahre sind seit dieser Katastrophe verflossen und inzwischen verfügt das Archiv wieder über ca. 16 Regalkilometer Urkunden, Amtsbücher, Akten, Amtsdrucksachen, Zeitungen, Karten und Fotos, und noch ist ein Ende dieser Entwicklung nicht abzusehen.

Bei den für Frankfurts Geschichte so wichtigen Altbeständen (rund 4,5 Regalkilometer) konnten für die vorliegende Kurzübersicht trotz intensiver Arbeit lediglich etwa 2,4 Kilometer erfaßt werden und das auch nur mit Hilfe ihrer Außensignaturen. Da alle diese Bestände von Auslagerungs- und Kriegsschäden betroffen wurden, läßt sich über ihren inneren Ordnungs- und Erhaltungszustand selbst jetzt, so viele Jahre nach Kriegsende, noch keine erschöpfende Auskunft geben. „Erst ca. 0,85 Regalkilometer konnten seither Archivalie für Archivalie revidiert und in eine endgültige Ordnung gebracht werden“, schreibt Konrad Bund in dem einleitenden Kapitel, das sich mit den Beständen des Archivs beschäftigt (S. 61). Es dürfte noch lange dauern, ehe die angekündigte grundlegende Neubearbeitung der klassischen Beständeübersicht von Rudolf Jung aus dem Jahre 1909 endlich fertiggestellt sein wird, so daß das alte Werk dann überflüssig wäre, was jetzt noch nicht der Fall ist. Die Kriegsschäden der geretteten Teile des Archivs seien übrigens so schwer, schreibt der Verfasser weiter, daß „noch eine ganze Generation von Archivaren und Restauratoren zu arbeiten haben“ wird (S. 59).

Trotz dieser Einschränkungen ist das, was das Frankfurter Archiv heute bereits wieder dem Benutzer zu bieten hat, außerordentlich viel, denn selbst die erhaltenen Reste des ehemaligen Archivbestandes bilden immer noch einen der größten in einem deutschen Stadtarchiv „erhaltenen mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Archivfonds“ (S. 56). Beim Durchblättern der Bestandsübersichten ist davon auch etwas zu spüren, gehen doch z. B. die überlieferten Urkunden und Akten des St. Bartholomäusstiftes bis in das Jahr 874 (vgl. S. 65) zurück.

Obwohl sich der Verfasser bemühte, mit der von ihm seit 1979 bearbeiteten Kurzfassung der Archivbestände allen Benutzern und Mitarbeitern eine vorläufige Hilfe beim Aufsuchen der benötigten Archivalien zu geben, besteht der vorgelegte Band jedoch keineswegs nur aus einer Auflistung der verfügbaren Urkunden, Akten und sonstigen Archivalien. Vielmehr ist ihm noch ein umfangreicher Bildteil beigegeben, der so aufgeteilt wurde, daß vor der Bestandsliste jeder der drei Abteilungen, in die sich das Stadtarchiv organisatorisch unterteilt, eine mehr oder weniger große Anzahl von Abbildungen zu finden ist, die einen Eindruck von der Vielfalt des vorhandenen Quellenmaterials und zugleich von der Aussagekraft der neuen Bilddokumentation vermitteln sollen. Und in der Tat: Blättert man sie durch, so ist man tief beeindruckt, wie insbesondere das 19. und 20. Jahrhundert durch zeitgenössische Stiche, Aufrufe, Plakate und vor allem Fotos in bestürzender Weise dem Geschichtsfreund und älteren Zeitgenossen in seinem Auf und Ab lebendig gemacht wird. Man kann nur wünschen, daß die hier veröffentlichten Kostproben der umfangreichen Sammlungen des Frankfurt Archivs recht vielen Menschen zugänglich gemacht werden können und den Betrachter ermutigen, sich mit der von ihnen dokumentierten Zeit näher zu beschäftigen.

Zum Erschließen der Publikation wird dem Benutzer des Buches ein umfangreicher Index der Personen, Sachen und Abbildungen angeboten, der es leicht macht, das gewünschte Stichwort zu finden. Als nützlich erweist sich dabei ein Verzeichnis der benutzten Abkürzungen und die Liste der in Frankfurt sonst noch vorhandenen Archive, wobei besonders die Vielzahl dieser Einrichtungen bei Behörden und Verbänden auffällt. Und wer sich mit der Geschichte des Stadtarchivs und seiner Bestände gründlicher beschäftigen will, als es der kurze Abriss im Bildteil des Jubiläumsbandes ermöglicht, kann das ebenfalls bequem tun. Er findet die einschlägige Literatur gesondert aufgeführt und darüber hinaus natürlich auch alle Findbücher und Beständepublikationen angegeben.

Alles in allem kann festgestellt werden, daß unter dem bescheidenen Titel einer Kurzübersicht dem Benutzer und Freund des Frankfurter Stadtarchivs ein ausgezeichnetes Hilfsmittel an die Hand gegeben wurde, das es ihm ermöglicht, sich schnell und ausgiebig über alle noch oder wieder greifbaren Bestände dieser alten Einrichtung zu informieren.

Waldemar Zillinger

Lenz, Rudolf (Hrsg.): Katalog der Leichenpredigten und sonstiger Trauerschriften in Bibliotheken und Archiven der Vogelsbergregion. (Marburger Personalschriften-Forschungen Band 9) Marburg: Schwarz 1987.

In der Reihe der Marburger Personalschriften-Forschungen erschien vor kurzem der Band 9, der den Leichenpredigten und sonstigen Trauerschriften in Bibliotheken und Archiven der Vogelsbergregion gewidmet ist. Jeder Forscher weiß, wie wichtig Leichenpredigten nicht nur als allgemeine Zeitdokumente sind, sondern daß sie darüber hinaus auch den verschiedensten historischen Forschungsrichtungen wichtige Aufschlüsse geben können. Um so schlimmer ist es, wenn der Herausgeber und hauptsächliche Bearbeiter des Bandes feststellen muß, daß diese bedeutsamen Schriften, oft als einzige Quelle zur Biographie einer bestimmten Persönlichkeit, nicht immer sachgerecht aufbewahrt werden, so daß sie Schaden erleiden oder gar verloren gehen.

So ist es nur zu begrüßen, wenn es der Marburger Forschungsstelle in Zusammenarbeit mit der Kommission für Personalschriften der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz gelang, die Leichenpredigten-Bestände der Vogelsbergregion nicht nur zu erfassen und zu katalogisieren, sondern sie auch einer Sicherungsverfilmung zuzuführen und damit vor einem unwiederbringlichen Verlust zu bewahren. Weit über 900 Stücke wurden auf diese Weise erfaßt und der Forschung verfügbar gemacht, eine stolze Bilanz der mühseligen Arbeit des Herausgebers, die etwa von den Städten Alsfeld, Lauterbach, Schlitz, Gedern, Ortenberg, Büdingen, Schotten und Laubach begrenzt wurde.

Das 614 Druckseiten starke Werk verdankt sein Entstehen nächst der hingebungsvollen Sammeltätigkeit des Herausgebers und seiner vier Helfer (Eva-Maria Dickhaut, Konrad G.

Gündisch, Edmund Hermsen und Martin Kügler) der Bereitwilligkeit fast aller Betroffenen, ihre Archive oder Bibliotheken für diese wichtige Arbeit zu öffnen. Nur eine einzige Ausnahme gab es dabei: Ein Bibliotheksleiter verstand offenbar nicht, welchen Wert das Aufspüren und Sichern der Leichenpredigten für die Forschung besitzt und meinte deshalb, das Vorhaben des Herausgebers sei nicht wissenschaftlich. Infolgedessen war er nicht bereit, seine Predigten nach Marburg zur Verfilmung auszuborgen!!

Das in der Sammlung verarbeitete Material verschiedenster Art entstand in der Zeitspanne unmittelbar nach der Reformation bis zum Jahr 1800, wobei als Besonderheit des vorliegenden Bandes erstmals Leichenpredigten aufgenommen wurden, die nur handschriftlich vorhanden sind. Doch auch bloße Textfragmente fanden Eingang, da der Herausgeber hofft, die dazugehörigen vollständigen Texte eines Tages doch noch aufspüren zu können.

Im Katalog selbst sind die Namen der Verstorbenen, die mit diesen Trauerschriften geehrt wurden (S. 1-326), alphabetisch geordnet und möglichst quellengetreu wiedergegeben. Ein ausgeklügeltes Siglen-System erschließt in jedem Fall die Fülle der mitgegebenen Erläuterungen, so daß der Benutzer keine Schwierigkeiten hat, die von ihm gewünschten Aufschlüsse zur Person, den Standort der Fundstücke, ihre Verfasser, ihren Druckort usw. zu erfahren. Weitere Hilfe erfährt er durch den umfangreichen Registerteil (S. 329-614), der keinen denkbaren Wunsch offen läßt. Nicht nur sind hier selbstverständlich sämtliche überhaupt vorkommenden Personennamen erfaßt worden, daneben gibt es noch Register der Mädchen- und Witwenamen, aller Verfassernamen usw. usw. bis hin zu einem Register der vorkommenden Briefe.

Man muß dem Herausgeber für die hier geleistete Arbeit sehr dankbar sein, hat er doch mit diesem Band besonders Heimat- und Familienforschern ein Arbeitsmittel in die Hand gegeben, das ihnen sicher in vielen Fällen sehr dienlich sein wird. *Waldemar Zillinger*

Verscharen, Franz-Josef: Gesellschaft und Verfassung der Stadt Marburg beim Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Sozialer und politischer Wandel der Stadt vom 13. bis zum 16. Jahrhundert im Spiegel ihrer politischen Führungsschicht. Marburg: N.G. Elwert (Kommissionsverlag) 1985 (= Untersuchungen und Materialien zur Verfassungs- und Landesgeschichte, Bd. 9. Herausgegeben vom Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde). VIII und 260 S., 2 Kartenbeilagen, kartoniert.

Die vorliegende Arbeit ist als Dissertation des Fachbereichs Geschichte der Universität Marburg im Jahre 1984 angenommen worden. Der Verfasser hat Marburg als typische Repräsentantin einer Mittelstadt des Mittelalters und der frühen Neuzeit für seine Untersuchungen ausgewählt, deren zeitlicher Rahmen sich von 1233 (erste Erwähnung von Schöffen in Marburg) bis 1600 erstreckt. Verscharen versucht, die politischen und verfassungsrechtlichen Veränderungen einer mittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen Stadt über die Veränderungen in der Gesellschaftsstruktur der städtischen Bevölkerung zu beschreiben: „Die Arbeit geht von der Vorstellung aus, daß sich der politische Bereich ... in besonderer Weise dazu eignet, die in ihn hineinwirkenden gesellschaftlichen Prozesse zu verdeutlichen“ (S. 2). Indikator für diese Prozesse ist dabei die Veränderung in der personellen Struktur der politischen Führungsschicht. Dieser Arbeitsansatz wird auf der Grundlage umfangreichen demographischen Materials mit weitgehend quantitativen Methoden durchgeführt. Dies macht sich u. a. in einer Vielzahl von Tabellen und Diagrammen im Text und im Anhang bemerkbar.

Im ersten Teil der Arbeit steht nach einem kurzen Abriss der Frühgeschichte Marburgs die Analyse der Marburger Bevölkerung und ihrer Veränderungen insgesamt im Mittelpunkt. Insbesondere in diesem Abschnitt steht die quantitative Arbeitsweise deutlich im Vordergrund der Methodik. Grundlage der Untersuchungen war eine Datensammlung über 412 Mitglieder des Marburger Stadtrates während des Zeitraums von 1233 bis 1600, die neben allgemeinen Lebensdaten und Angaben zur Tätigkeit im Stadtrat Informationen zur sozialen Herkunft und Stellung der einzelnen Stadtratsmitglieder enthält. Diese Datensammlungen stehen Interessenten in zwei maschinenschriftlichen Exemplaren im Marburger Staatsarchiv und in der Marburger Universitätsbibliothek zur Verfügung. Unter Heranziehung weiterer Quellen wird eine Übersicht über die Bevölkerungsentwicklung, Wirtschafts- und Sozialstruktur Marburgs gegeben, die in die Entwicklung eines soziologischen Dreischichtenmodells der Marburger Bevölkerung einmündet. Im Gegensatz zur heutigen Statusdifferenzierung, die überwiegend auf dem Einkommen basiert, war im Mittelalter das Vermögen des Einzelnen ein sehr viel bedeutender Indikator sozialen Ansehens. Daher wird das Vermögen als wesentliches Klassifizierungsmerkmal für die Zuordnung der Einwohnerschaft zur Ober-, Mittel- bzw. Unterschicht verwendet.

Im zweiten Teil der Arbeit versucht der Verfasser, „in Erfahrung zu bringen, in welchen Graden und Stufungen sich die mittelalterlichen Personen an die sie tragenden Lebensgemeinschaften gebunden zeigen, wodurch die Person sich abzeichnet und profiliert, wodurch sie zu geschichtlichem Handeln kommt und damit die Repräsentation einer Gruppe übersteigt“ (S. 3). Im Gegensatz zur mehr summarischen Betrachtungsweise des ersten Teils stehen hier also die einzelnen Personen der politischen Führungsschicht Marburgs im Vordergrund. Dabei zeigt der Wandel in der Zusammensetzung dieser Führungsschicht den gesellschaftlichen Wandel, insbesondere den zunehmenden Einfluß der Zünfte auf, der sich im Verlauf des Untersuchungszeitraums vollzogen hat. Zu Beginn des Untersuchungszeitraums waren nach den Erkenntnissen von Verscharen soziale Oberschicht (Patrizier) und politische Führungsschicht identisch. Erst für das Amtsjahr 1490/91 kann der eindeutige Nachweis der Zugehörigkeit eines Zunftmitglieds zu den Marburger Schöffen geführt werden.

Ein umfangreicher Tabellenteil im Anhang der Arbeit, der auch eine Liste der Inhaber der Ratsämter enthält, leitet zum wissenschaftlichen Apparat über, der erfreulicherweise auch ein Register enthält (bei gedruckten Dissertationen ist dies leider noch immer nicht selbstverständlich).

Diese Arbeit ist nicht nur ihrer Ergebnisse, die wegen der repräsentativen Struktur Marburgs als mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Mittelstadt eine über Hessen hinausgehende Bedeutung haben, sondern mehr noch ihres methodischen Ansatzes wegen beachtenswert. Sie zeigt, daß die von der Geschichtswissenschaft eher vernachlässigten quantitativen Methoden durchaus in der Lage sind, Resultate hervorzubringen, die für die Geschichtsforschung relevant sind.

Gerd Sattler

Schultheis, Theodor, und Hochgrebe, Heinrich: Die Wildunger Kur von 1580 bis zur Gegenwart. Herausgegeben vom Verein zur Förderung der kurmedizinischen Forschung e. V. Bad Wildungen. Korbach/Bad Wildungen 1987, 326 S.

Das vorliegende Werk zerfällt in zwei Teile, die sich leider nicht nur thematisch unterscheiden. In der ersten Hälfte wird die Geschichte der Wildunger Kurmedizin, in der zweiten die des Bades behandelt. Dieser rein sachliche Unterschied setzt sich in höchst auffälliger Weise in der Qualität der wissenschaftlichen Ausarbeitung, der sprachlichen Gestaltung und sogar des Schriftbildes fort, wobei man über den Verantwortungsbereich der beiden Autoren nur Vermutungen anstellen kann, da nur die kurzen Beiträge von Karola Pläßmann und Helmut Zipp namentlich gekennzeichnet sind.

Man wird zunächst ausführlich in die Entwicklung der kurmedizinischen Theorien eingeführt, wobei der Autor sich in erster Linie auf die Bäder- und Brunnenschriften stützt. Die an sich zu begrüßenden Zitate aus zeitgenössischer Literatur sind aber oft nicht oder nicht ausreichend gekennzeichnet und belegt, oft auch sprachlich ungeschickt in den Text eingebaut und durch überflüssige Einfügungen entstellt. Man kann sich bei der Lektüre nicht des Eindrucks erwehren, daß hier jemand seinen Zettelkasten mit den biographischen Angaben der Bäderärzte zusammenmontiert und mit Zitaten ausgeschmückt hat. Das Schriftbild ist schließlich auch nicht geeignet, die Lektüre der für Nicht-Mediziner sehr ausgedehnten Darstellung zu erleichtern. Die ausgiebige Nutzung von neun verschiedenen Schriftgrößen und -typen in den verschiedensten Kombinationen – die Motive bleiben oft verborgen – und die nicht immer korrekte Hervorhebung von Personennamen widerspricht jeglicher Regel einer graphischen Gestaltung.

Im zweiten Teil des Bandes wird vorgeführt, was unter einer guten Quellenarbeit zu verstehen ist. Man erhält einen Einblick in die Geschichte des Bades Wildungen und findet gleichzeitig eine solide Basis für weitere Spezialuntersuchungen. Die vom Autor bearbeitete Zahl von Quellen ist beeindruckend. Es ist außerordentlich bedauerlich, daß der Schwerpunkt des Buches so stark auf die (vorangehende) Darstellung der Kurmedizin gelegt ist. Im Vergleich zu dem dort Geleisteten kommt die Darstellung der weiteren Aspekte einer Geschichte des Badesortes, die ja mehr als nur eine Geschichte der Verwendung des Quellwassers ist, eindeutig zu kurz, gerade weil beide Teile etwa den gleichen Umfang aufweisen.

Das Ortsregister ist nicht vollständig, wie einige Stichproben ergaben.

In Anbetracht dieser Tatsachen kann nur der zweite Teil des Buches wirklich empfohlen werden.

Micha Möhring

Rund um den Alheimer. Beiträge zur Geschichte und Landeskunde des ehemaligen Kreises Rotenburg. Hrsg. vom Zweigverein Rotenburg des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Bd. 8 (1986), 53 S.

Der Herausgeber war gut beraten, den vor rund 20 Jahren von Karl Ernst Demandt anlässlich der Neugründung des Rotenburger Geschichtsvereins gehaltenen Vortrag „Schicksal und Schuld im Haus Rotenburg“ im vorliegenden Heft abzudrucken und damit einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen. Demandt legt zunächst die Gründe dar, die zur Schaffung der Rotenburger Quart und der Entstehung der Nebenlinie Hessen-Rotenburg führten. Danach behandelt er das Verhältnis zwischen der Kasseler Haupt- und der Rotenburger Nebenlinie, das von Anfang an gespannt war und sich nach dem 1652 erfolgten Übertritt des Rotenburger Landgrafen Ernst zum Katholizismus weiter verschärfte. Ernst verfolgte mit dieser Konversion das Ziel, nicht nur die Primogenitur, das fürstliche Erstgeburtsrecht, sondern vor allem die volle Souveränität und Unabhängigkeit der Landgrafschaft Hessen-Rotenburg gegenüber Hessen-Kassel zu erreichen, wobei er auf die Protektion der drei rheinischen geistlichen Kurfürsten und des Kaisers zählte. Ein Streitpunkt zwischen beiden Linien bildeten auch die Hessen-Rotenburg zugesprochenen Mittelrheinfestungen Rheinfels-Neukatzenebnbogen bzw. St. Goar-St. Goarshausen, wo Hessen-Kassel das Besatzungsrecht nur noch in Kriegszeiten erhielt und finanzielle Beiträge zur Erhaltung dieser Festungen leisten mußte. Nicht richtig ist, daß nach dem Tode des in Rotenburg residierenden Landgrafen Hermann dessen Bruder Ernst als alleiniger Herr der gesamten Quart dem Landgrafen Wilhelm VII. von Hessen-Kassel auf der Gegenseite gegenüberstand. Hier muß es korrekt Wilhelm VI. heißen, weil dessen Sohn Wilhelm VII. an den Folgen einer Darminfektion gestorben war, ohne die Zügel der Regierung ergriffen zu haben. Im folgenden zeichnet Demandt die weiteren Geschehnisse des Hauses Hessen-Rotenburg unter Nennung der namhaften männlichen und weiblichen Vertreter dieser Linie in anschaulicher Weise nach. Wir erfahren von den verhängnisvollen Teilungen der Rotenburger Quart nach dem Tode des Landgrafen Ernst, die zu ihrer völligen Zerstückelung führten und das Entstehen nebeneinander regierender Linien in Rheinfels, Eschwege und Rotenburg begründeten. Ernst Landgraf Konstantin gelang in der Mitte des 18. Jahrhunderts die etappenweise Wiedervereinigung aller hessen-rotenburgischen Gebiete in seiner Hand und damit die Stärkung der politischen Position seines Hauses. Er erreichte 1754 einen Ausgleich mit der Kasseler Hauptlinie, der dieser gegen die Anerkennung des Primogeniturrechts der Rotenburger die Festungen in der Niedergrafschaft Katzenelnbogen zur freien militärischen Verfügung überließ. Die abenteuerlichste Gestalt des Hauses Hessen-Rotenburg ist Landgraf Karl, der in französische Dienste eingetreten war und sich nach Ausbruch der Französischen Revolution auf die Seite der Jakobiner stellte, in deren Auftrag er die entsetzlichsten Greuel begehen ließ. Er geriet in späteren Jahren zunehmend in geistige Verwirrung und starb 1821 allein und im Elend in Frankfurt. Eine abschließende Betrachtung ist den Prinzessinnen aus dem Rotenburger Hause gewidmet, die teils durch ihre außergewöhnliche Schönheit, wie die mit dem Kronprinzen Carl Emanuel von Sardinien vermählte Polyxena, teils durch ihre exotischen Eheschließungen auffielen.

Zur Ergänzung dieses Beitrages dienen die von Rudi Eichhorn zusammengestellten Angaben über die Genealogie des Hauses Hessen-Rotenburg, die ein wichtiges Findmittel für alle, die sich mit der Geschichte dieser verzweigten Linie beschäftigen, darstellen.

Um ein eindrucksvolles Zeugnis zur Kultur-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Rotenburger Raumes handelt es sich bei der von Wolfgang G. Fischer vorgestellten Leichenpredigt der Christina Barthold in Rotenburg (1621-1666). Sie entstammte einer angesehenen Familie in Kreuzberg a. d. Werra, die dort wiederholt die Bürgermeister gestellt und Verbindungen bis nach Frankreich, in die Niederlande und nach Danzig unterhalten hatte.

Einblick in die schlechte wirtschaftliche Lage Weisenhasels in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die zur Auswanderung dort ansässiger Familien nach Ungarn führte, vermittelt der Beitrag von Herbert Wenck. In jener Zeit mußten die Bewohner von Weisenhasel sowohl an den regierenden Kasseler Landgrafen als an den von Rotenburg und die Familie von Baumbach Zins- und Fruchtgaben entrichten sowie Dienste leisten. In dieser bedrückenden Lage blieb manchen von ihnen nur der Ausweg der heimlichen Emigration ins Ausland, um dort eine neue Existenz - frei von Abgaben und sonstigen Lasten - zu begründen. Anhand von Schreiben des Amtmanns Braun zu Nentershausen bzw. des Sontraer Landrats von Baumbach an die Kasseler Regierung sowie von neuentdeckten Briefen von Auswanderern an ihre Angehörigen in Weisenhasel schildert der Verf. das Schicksal von fünf Weisenhaseler Familien, die in Scherwenka in der Batschka eine neue Heimat fanden. In den wörtlich wiedergegebenen Dokumenten spiegeln sich die Reaktionen der staatlichen Behörden auf diese heimliche

Emigration, in der ein unberechtigter Austritt aus dem Untertanenverband gesehen wurde, der Reiseweg der Auswanderer über Regensburg, Wien und Budapest und ihre Niederlassung in der Batschka wider. Der Leser erfährt hier zahlreiche wirtschafts-, kultur- und sozialgeschichtlich interessante Einzelheiten, z. B. die zinsfreie Verleihung von Land und die kostenlose Überlassung von Hausgerät und Vieh an die Ansiedler. Es wäre allerdings wichtig zu wissen, woher die vom Verf. aufgeführten Protokollauszüge und Korrespondenzen stammen und wo sie sich jetzt befinden.

Mit dem Frauenstein bei Lichtenhagen beschäftigt sich Heinrich Riebeling. Seine Inschrift verdeutlicht, daß an diesem Ort am 28. August 1675 die Hausfrau Ottilia Braun von einem Juden ermordet und die Ermordete auf dem Friedhof in Oberbeisheim beerdigt wurde. Die Aussage der Inschrift wird im Sterberegister der Pfarrkirche von Niederbeisheim, zu der damals Oberbeisheim gehörte, mit Ausnahme einer geringfügig abweichenden Tagesangabe bestätigt. Der Frauenstein ist der Kategorie der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Sühnesteine zuzurechnen, die man in Hessen an vielen Orten findet.

Abschließend geht Ewald Kanngieser der Sage über den versunkenen Salzwagen bei Rotenburg nach. Sie hat vermutlich einen wahren Kern, weil der Rotenburger Sälzerweg – dabei handelt es sich um einen der von der Salzsiederstadt Sooden-Allendorf ausgehenden Sälzerwege – bei Rotenburg eine sumpfige Stelle aufwies, die den mit Salz beladenen Lastfuhrwerken große Schwierigkeiten bereitete.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß der hier angezeigte Band viele wichtige Informationen zur Geschichte und Landeskunde des ehemaligen Kreises Rotenburg vermittelt.

Stefan Hartmann

Stephan, Hans-Georg: Großalmerode. Ein Zentrum der Herstellung von technischer Keramik, Steinzeug und Irdeware in Hessen. Teil 1. Die Geschichte der keramischen Gewerbe in Großalmerode und die Entwicklung ihrer Produktion vom 12. bis zum 19. Jahrhundert. – Hrsg. Glas- und Keramik-Museum Großalmerode, o. J. (1986), 280 S., 185 Abb., davon 13 in Farbe.

Stephans Arbeit liegt erst mit einem Teil vor, läßt ihre zukünftige Bedeutung für die Keramik-Forschung in Nordhessen und Südniedersachsen aber schon erkennen. Die Forschungsergebnisse des Verfassers werden aus zwei Gründen bedeutsam werden. Einmal informiert seine Arbeit über die Leistung des Ton- und Töpferzentrums Großalmerode umfassend und nach dem neuesten Erkenntnisstand, zum anderen spricht sie grundsätzliche Forschungsfragen an, die die Einordnung und Bewertung des bisher bekannten Wissensstandes verändern werden. Bedeutung erlangen wird weiter der von Stephan erbrachte Nachweis, daß gerade in der Keramik- und wohl auch in der Waldglasforschung die Archäologie neben der bisher hauptsächlich nach Archivmaterial betriebenen Arbeit ihren Platz haben muß und zukünftig auch haben wird. Diese Aussage bezieht sich nicht nur auf die frühen Abschnitte der Keramik-Geschichte, sondern gilt auch für das 19. und das beginnende 20. Jahrhundert.

Inhaltlich bietet die Arbeit – das sei hier nur stichwortartig angeführt – Hinweise zur Forschungsgeschichte, zur Siedlungsentwicklung, zum Tonabbau, zur neuzeitlichen und zur Steinzeug-Töpferei sowie biographische Hinweise über die Töpfer von 1648 bis 1950. Als beispielhaft sind auch die ausgewählten Gefäßbeschreibungen zu bezeichnen. Eine gute Abrundung des fest eingebundenen Buches mit exzellenter graphischer Gestaltung und hervorragend ausgeführten Abbildungen und Zeichnungen bildet ein Glossar der Fachbegriffe und ein umfangreiches Literaturverzeichnis.

Nach diesen Vorgaben darf man gespannt auf den zweiten Teil der Arbeit warten, dessen inhaltliche Konzeption bereits bekannt ist. Er wird sich mit der Tiegelmacherei, der Ziegelherstellung, der Knicker- und Pfeifenproduktion sowie mit der Steingutmanufaktur beschäftigen. Stephan wird aber auch etwas zu den Werkstätten und Brennöfen, dem Handel mit Ton und keramischen Erzeugnissen und etwas über die wirtschaftliche und soziale Situation der Keramikgewerbetreibenden sagen.

Sollte der zweite Teil ähnlich gut wie der erste gelingen, was bei der bekannten Sachkompetenz des Autors nicht zu bezweifeln ist, so wird ein Standardwerk vorliegen, nach dem sich nachfolgende Arbeiten zur Keramik Nordhessens und Südniedersachsens zu richten haben.

Friedrich-Karl Baas

Wieden, Peter, und Feldner, Claus: Harleshausen 1747-1936. Von Bauern, Spekulanten und aufmüpfigen Arbeitern. Eine (fast) vergessene Heimatgeschichte; Gudensberg-Gleichen: Wartberg Verlag 1987, 128 S. (ISBN 3-925277-05-6).

Wer dieses Buch in den Händen hält, freut sich zunächst einmal über die außerordentlich ansprechende äußere Gestaltung. Schon ein erstes Durchblättern zeigt eine gut gegliederte und reich illustrierte Abhandlung über einen Teil der Harleshäuser Geschichte. Die Tabellen und Photographien sind sorgfältig ausgewählt. Dem etwas Vorgebildeten vermitteln allein diese schon eine Menge von Informationen.

Als echter „Harleshäuser Osse“ wird man von dem Bändchen nicht mehr losgelassen. Das Buch liest sich sehr gut, denn den Autoren ist es gelungen, die Geschichte jener Zeit zu schildern und immer wieder – mit vielen Einzelheiten ausgemalt – die konkreten Lebenssituationen der Bevölkerung nachzuzeichnen. Lobenswert erscheint besonders das Aufzeigen der geschichtlichen Gesamtentwicklung und deren Verknüpfung mit der Konkretisierung dieser Fakten an lokalen Ereignissen. So wird der Band zur unterhaltenden Lektüre auch für Ortsfremde.

Wie gesagt: Das Lesen dieses Buches macht Spaß. In ansprechender Weise werden viele Informationen und Zusammenhänge vermittelt. Bei einer späteren Reflektion fallen jedoch auch Schwächen auf. So stellt sich die Frage, ob nicht doch wesentliche Aspekte der Entwicklung Harleshausens in der Zeit von 1747-1936 unberücksichtigt geblieben sind.

In einer Heimatgeschichte Harleshausens ist es z. B. erstaunlich, daß die örtliche Kirchengemeinde keinerlei Erwähnung findet. Ist die Einweihung der Evangelischen Kirche Harleshausen im Jahre 1908 kein nennenswertes Datum? Nur in einem einzigen Satz wird die Kirchengemeinde genannt: Im Zusammenhang mit den Entwicklungen der Gesangsvereine im Jahre 1933 findet der Kirchenchor Erwähnung (S. 95). Hat die Kirchengemeinde in der kulturellen und sozialen Situation Harleshausens sonst keine Rolle gespielt?

Auch die Harleshäuser Schule und die Rolle der Lehrer im öffentlichen Leben finden sich kaum dargestellt. Man ist irritiert, denn wer hatte doch nach altem Brauch das Sagen im Dorf? Lehrer, Pfarrer . . .!

Diese Kritik will aber auch nicht überbewertet werden. Sie will lediglich zum Ausdruck bringen, daß ich mir in einer Heimatgeschichte noch weit mehr Aspekte wünsche. Dies hätte bereits bei der Auswahl der Quellen berücksichtigt werden müssen. So wurden z. B. die Protokolle der Sport- und Gesangsvereine verwendet, nicht aber Unterlagen der Kirchengemeinde.

Dennoch ist das vorliegende Buch gelungen. Die beschriebenen Entwicklungen und Zusammenhänge sind nicht nur einsichtig dargestellt, sondern auch sorgfältig aufbereitet und belegt.

Jochen Desel

Louis Jacobi 1836-1910. Baumeister und Bürger Homburgs. Ausstellungskatalog Hrsg. vom Magistrat der Stadt Bad Homburg v. d. Höhe. Zusammengestellt von Alfred Biallas. Bad Homburg v. d. Höhe 1986, 72 S., zahlr. Abb. i. T.

Der 150. Geburtstag Louis Jacobis war der Anlaß für eine Ausstellung, die vom Homburger Stadtarchivar Alfred Biallas zusammengestellt wurde. Louis Jacobi hat wie kein anderer Architekt das Stadtbild Bad Homburgs in der Zeit von 1860 bis 1910 geprägt. Die meisten Exponate der Ausstellung stammen aus dem im Homburger Stadtarchiv verwahrten Nachlaß Jacobis.

Zunächst schildert Biallas das Leben des berühmten Architekten. Er wurde 1836 als Sohn des landgräflichen Leiblakaien und Kammerdieners Heinrich Christian Jacobi und dessen Ehefrau Susanna Maria, geb. Kessel, in Homburg geboren und wanderte bereits im Alter von 14 Jahren nach Amerika aus, worüber sein in der Ausstellung gezeigter Reisepaß Aufschluß gibt. Sechs Jahre hielt sich Jacobi in der Neuen Welt auf, beendete in Buffalo eine Schreinerlehre und arbeitete einige Zeit in der Nähe von New Orleans als Möbelschreiner. Nach seiner Rückkehr nach Homburg besuchte er von 1857 bis 1860 die Polytechnische Schule in Karlsruhe und nahm im Juli 1860 eine Stelle als Architekt im elsässischen Mülhausen an, wo er sich, abgesehen von seiner technischen Weiterbildung, in der französischen Sprache vervollkommnete. Bereits im folgenden Jahr trat er in die Dienste der „Anonymen Gesellschaft“ ein, die in Homburg sowohl das Spielbank- als auch das Kur- und Badewesen betrieb, ein. Hier zeichnete er sich als Bauführer beim Kurhausumbau aus, der nach Plänen des belgischen Architekten Jean Pierre Cluysenaar durchgeführt wurde. Außerdem gründete er in jener Zeit die Homburger Handwerker-

schule und wurde 1868 zum Gemeinderat in seiner Vaterstadt gewählt. 1870 setzten seine Kontakte zu den Hohenzollern ein, die für den folgenden Lebensabschnitt Jacobis bestimmend sein sollten. So beauftragte ihn die Kaiserin Friedrich, die ab 1893 in Kronberg lebte, mit dem Umbau der Alten Burg Kronberg, und Wilhelm II. vertraute ihm den Wiederaufbau des Römerkastells der Saalburg an, wodurch Jacobi weit über die Grenzen Homburgs hinaus bekannt wurde. Der Kaiser verlieh ihm in Anerkennung für seine Verdienste den Titel eines Geheimen Baurats und Professors; seine Heimatstadt ehrte ihn durch die Ernennung zum Stadtältesten und zum Ehrenbürger.

Der folgende Abschnitt behandelt das vielfältige Wirken Jacobis als Architekt. Die Ausstellung zeigt u. a. die Fassung des Elisabethenbrunnens (1870/71), das Ritters Park-Hotel (1883-1910), das Kaiser-Wilhelm-Bad (1887-1890), die Villa Hammelmann in der Louisenstraße 120 (1892), das Clubhaus des Croquet Clubs (1903) – dadurch sollte vor allem für die Engländer der Aufenthalt in Homburg attraktiv gemacht werden – und die Wandelhalle (1908), an deren Gestaltung Jacobi maßgebend beteiligt war. Auch bei der Anlage oder dem Umbau von Fachwerk- und Kirchenbauten, genannt seien die Engelapotheke und die Marktblauben sowie die evangelische Kirche Gonzenheim, das jüdische Gemeindehaus und das russische Pfarrhaus in Homburg, bewies er sein großes fachliches Können. Besonders eindrucksvoll sind Jacobis Bauten für die Hohenzollern, wie die Umbauten der Burg Kronberg und des Schlosses Homburg beweisen. Auch verschiedene Denkmäler wie das Landgrafendenkmal im Englischen Garten (1869-1871) und das Hölderlin-Denkmal (1883) tragen seine künstlerische Handschrift.

Das folgende Kapitel ist Jacobi als Archäologen und Wiedererbauer der Saalburg gewidmet. Das seit seiner Zerstörung um 233 n. Chr. zunehmend in Vergessenheit geratene Römerkastell hatte seit dem Mittelalter als Steinbruch gedient und war erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts wieder in das Bewußtsein der Öffentlichkeit geraten. 1897 beauftragte Wilhelm II. Jacobi mit dem Wiederaufbau der Saalburg, insbesondere mit der Rekonstruktion des Prätoriaums. 1907 war die Wiederherstellung des Limeskastells im wesentlichen abgeschlossen. Die Ergebnisse der Ausgrabungen im Saalburggebiet faßte Jacobi in seinem 1897 erschienenen Hauptwerk „Das Römerkastell Saalburg bei Homburg vor der Höhe“ zusammen, wodurch er sich auch als Archäologe einen Namen machte.

Der nächste Abschnitt behandelt Jacobis Tätigkeit als Homburger Bürger. Die hier präsentierten Exponate lassen sein vielfältiges Engagement im Dienste seiner Vaterstadt, u. a. als Mitbegründer der Handwerkerschule, Feuerwehrhauptmann, Gemeinderat und Mitbegründer und Vorstandsmitglied des Vereins für Geschichte und Altertumskunde, erkennen. Ein Verzeichnis der Schriften und Aufsätze Jacobis, das durch die Vielzahl der behandelten Themen besticht, und der Veröffentlichungen über das Leben und Wirken Jacobis rundet den Band ab.

Das hier angezeigte Buch verschafft zwar dem Leser die wichtigsten Informationen über Louis Jacobi, als nachteilig erweist sich jedoch das Fehlen der Bezeichnung der einzelnen Ausstellungsstücke, wodurch der Zweck als Ausstellungskatalog eingeschränkt wird. Es ist zu hoffen, daß bei künftigen Ausstellungen in Bad Homburg beiden Gesichtspunkten, d. h. einerseits der Vermittlung von Hintergrundinformationen für den Leser und zum anderen dem Interesse des Besuchers an einem zweckmäßigen Leitfaden für die Ausstellung, in einer ausgewogenen Weise Rechnung getragen wird.

Stefan Hartmann

Maitek, Henry, Ruffer, Rainer und Vogt, Günter: Frankfurt. Würzburg: Verlag Weidlich, 2. Aufl. 1985 (1. Aufl. 1980). 112 mit 154 farbigen Abb., 58,- DM.

Vorliegender Bildband über die in der Tat „vielgeliebte und -geschmähte“ (Klappentext) Finanz-, Handels- und Verkehrsmetropole Frankfurt besticht vor allem durch die hervorragenden Aufnahmen des bekannten Fotografen Henry Maitek. Selten ist es gelungen, die Vielschichtigkeit einer Großstadt mit all ihren Problemen – aber auch ihren Vorzügen – so eindringlich und dennoch ohne verbalen Aufwand und auf relativ engem Raum darzustellen.

Die kurze Einführung von Vogt ist denn auch weniger historisch im Sinne einer strengen Chronologie orientiert, sondern sie ist ein gelungener Versuch, zumindest ansatzweise das Phänomen „Frankfurt“ aus seiner Geschichte heraus zu erklären. Ein alphabetisches Bilderverzeichnis sowie eine Bildlegende am Schluß bilden zusammen mit der Einleitung den auf den Bildteil hervorragend abgestimmten Textteil, der in allen Bereichen sehr gut ins Englische und Französische übersetzt wurde.

Ein gelungenes Werk, das für Frankfurt ein hervorragendes Werbemittel im In- und Ausland darstellt!

Christine Swoboda-Körner

Brückner, Wolfgang (Hrsg.): Frankfurter Wörterbuch. Aufgrund des von Johann Joseph Opper (1815-1894) und Hans Ludwig Rauh (1892-1945) gesammelten Materials herausgegeben im Auftrag der Frankfurt Historischen Kommission. 18. Lieferung, bearbeitet von Rosemarie Schanze und Hans-Otto Schembs, Wehr bis Zylinder. Frankfurt am Main 1985. Ss. 3513-3686.

Von Wehr bis Zylinder reicht die bereits vor einiger Zeit (1985) erschienene 18. Lieferung des bedeutsamen Frankfurter Wörterbuches, das im Auftrag der Frankfurter Historischen Kommission und des Instituts für Kulturanthropologie der Frankfurter Universität von Wolfgang Brückner herausgegeben wird. Mit der vorliegenden, das Wörterbuch abschließenden Lieferung wird die monumentale Sprachsammlung nun beendet. Für jeden, der sich mit der Frankfurter Mundart beschäftigt, sei es, weil er in dieser Stadt beheimatet ist, sei es, weil er als Sprachforscher oder aus sonstigen Gründen dem Volk „auf's Maul“ schauen will oder muß, bedeutet diese Veröffentlichung eine Fundgrube eigener Art. Man muß in ihr schmökern, wenn man sie mit Gewinn benutzen will.

Das wird einem recht leicht gemacht, denn immer stehen an erster Stelle die hochdeutschen Ausdrücke, dann erst folgen die gesammelten Lese Früchte in Frankfurter Mundart aus zwei Jahrhunderten. Sowohl der Nicht-Frankfurter wie der Einheimische kann an den hier veröffentlichten Belegen nicht vorbei, repräsentieren sie doch einen Sprachstand, der so heute selbst den meisten Frankfurtern fremd sein dürfte. Im Zeichen einer mobilen Welt, des Rundfunks und des Fernsehens und als Folge des 2. Weltkrieges geht bekanntlich der Gebrauch der heimischen Dialekte mehr und mehr zu Gunsten der Hochsprache zurück. Vermutlich wäre also das vorliegende Werk so nicht mehr zu erstellen gewesen, hätten sich die Bearbeiter der abschließenden Lieferung, Rosemarie Schanze und Hans-Otto Schembs, nicht auf das von Johann Joseph Opper und Hans Ludwig Rauh bereits vor langen Jahrzehnten, z. T. schon im vorigen Jahrhundert erfaßte Material stützen können. Der Frankfurter Mundart wird mit diesem Wörterbuch ein bleibendes Denkmal gesetzt. Waldemar Zillinger

Langefeld, Christel: Bad Nauheim. Struktur- und Funktionswandel einer traditionellen Kurstadt seit dem 19. Jahrhundert (Marburger Geographische Schriften, Heft 105), Marburg/Lahn 1986. 189 S., zahlr. Pläne und Abb. i. T.

Der Anlaß zur vorliegenden Dissertation ist die Beobachtung, daß in ehemaligen Weltbädern ein tiefgreifender Strukturwandel des Kurverkehrs stattgefunden hat. Die übersichtlich gegliederte Arbeit gibt zunächst einen Überblick über die historische Entwicklung des Kurverkehrs, der auf die anfänglich nur dem Adel vorbehaltene *grand tour* oder Badetour I zurückgeht. Die zweite Phase war die auf dem Vergnügen und der sozialen Selbstdarstellung des Kurpublikums beruhende Badereise II, die durch das Verbot des Glücksspiels am 1. 1. 1873 im Deutschen Reich ihr Ende fand. Auch im folgenden, bis 1914 reichenden Zeitabschnitt änderte sich an der Sozialstruktur der Kurgäste, die nahezu ausschließlich der traditionellen Oberschicht angehörten, nur wenig. Erst nach dem Zusammenbruch des wilhelminischen Deutschland im Jahre 1918 wurde ein kontinuierlicher Öffnungsprozeß eingeleitet, der schließlich alle Bevölkerungsschichten in den Kurbetrieb einbezog. Diese Verschiebung wurde vor allem vom zunehmenden Einfluß der Rentenversicherungsanstalten auf den Kursektor bewirkt und mündete ein in den Sozialkurverkehr unserer Tage, dessen wesentlichste Elemente die Rehabilitation und Prävention sind. Die Verf. stellt auf Grund ihrer Analyse die Hypothese auf, daß der Kurverkehr in der Gegenwart wegen des Funktionswandels der Kur vom gesellschaftlichen Ereignis zur medizinischen Institution keine eigenständige soziologische Grundlage mehr hat und daher formal als Gegenstand gesundheitspolitischer Maßnahmen und inhaltlich als Instrument der Kurmedizin zu bezeichnen ist. An zahlreichen tabellarischen Beispielen wird der Strukturwandel der Nauheimer Kurgäste zwischen 1869 und 1981 beleuchtet. Während Adlige, Großgrundbesitzer, Offiziere, Akademiker, Kaufleute und Fabrikanten 1869 rund 90 Prozent des Kurpublikums ausmachten, stellten 1981 Angestellte, Arbeiter, Hausfrauen und Rentner das Gros der Kurgäste. Der Gästeverkehr stieg in diesem Zeitraum von 4046 auf 37140. Beachtlich war bereits am Ende des 19. Jahrhunderts der Anteil der ausländischen Gäste. Hier dominierten die Franzosen, gefolgt von Holländern, Russen und Briten. 1912 nahmen die Russen die erste Stelle unter den ausländischen Kurgästen ein, was u. a. auf die engen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen der Zarenfamilie und dem großherzoglichen Haus in Darmstadt zurückzuführen ist. Man kann in jener Zeit von einem Weltbad Nauheim sprechen, weil die Ausländer mehr als ein Viertel aller gemeldeten Kurgäste ausmachten. Aufschlußreich ist der

Hinweis, daß in der Gegenwart der räumliche Schwerpunkt des internationalen Nauheimer Kurverkehrs in Israel liegt. 1981 kamen allein 39 Prozent aller Auslandsgäste aus diesem Land.

Der Strukturwandel der Kurbesucher wirkte sich auch auf das Fremdenverkehrsangebot in Bad Nauheim aus. So wurden die früheren Luxushotels funktionslos und weitgehend durch Sozialkuranstalten ersetzt. Eingehend beschäftigt sich die Verf. mit der Umfunktionierung alter Bausubstanz in Sozialkuranstalten und der Verwendung der Standorte ehemaliger Grundhotels als Bauplätze für diese sozialen Einrichtungen. Die bevorzugte Beherbergungsform vor 1914 waren das Hotel oder die Villa, an deren Stelle – bedingt durch die medizinische Komponente des Kurverkehrs – häufig Sanatorien und Kurkliniken traten. Anhand zahlreicher Belege wird die Verflechtung des Kurbetriebs mit der Wirtschaftsstruktur Bad Nauheims verdeutlicht. So lieferten seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Landwirte einen Teil ihrer Erzeugnisse an den kurstädtischen Einzelhandel oder direkt an die Kurhäuser. Bis zum Zweiten Weltkrieg erwies sich der Kurbetrieb als Hemmnis für die Entstehung von Industrieanlagen in Nauheim. Erst in der Nachkriegszeit nahm die Zahl der produzierenden Gewerbebetriebe zu. Dagegen profitierte der badestädtische Einzelhandel vom Kurbetrieb, wie die wachsende Zahl der Geschäfte zeigt. Auch der Dienstleistungssektor entwickelte sich in der Kurstadt überproportional. Weitere Kapitel des vorliegenden Buches behandeln die Geschichte Nauheims – es wird nicht 1231, sondern 1222 erstmals urkundlich genannt; zu ergänzen ist, daß der Ort 1854 das Stadtrecht erhielt –, den Kurverkehr als Gegenstand geographischer Forschung und die Wohnfunktion von Bad Nauheim, das wie andere Kurstädte als Altersruhesitz beliebt ist. Positiv hervorzuheben ist, daß die Verf. in ihrer Studie die Verhältnisse in anderen ehemaligen Weltbädern wie Kissingen und Wildungen zum Vergleich heranzieht. Dadurch kann sie die Situation Nauheims in die allgemeine Entwicklung des Badebetriebs einordnen und die ortsspezifischen Besonderheiten dieser Kurstadt klarer herausstellen. Sie kommt abschließend auf Grund aller Analysen zum Ergebnis, daß sich Bad Nauheims Stellung sowohl als ehemaliges Weltbad wie als führendes Sozialkurzentrum der Gegenwart bestätigt hat.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die mit einem umfangreichen Literaturverzeichnis versehene Untersuchung nicht nur den Struktur- und Funktionswandel Nauheims seit dem 19. Jahrhundert beschreibt, sondern auch viele für die künftige Kurplanung wichtige Hinweise enthält. Sie ist daher nicht nur für den Geographen und Historiker, sondern auch für Städteplaner, die Krankenkassen und Rentenversicherungsträger von Interesse. *Stefan Hartmann*

Gräter, Carlheinz und Pfistermeister, Uraula: Von der Tauber zum Main. Portrait einer Kulturlandschaft. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag, 2. Aufl. o. J., 136 mit 87 Abb., 13 farbig, 36,– DM.

Kieser, Werner und Fuchs, Peter: Neckar – Odenwald – Bauland. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1980, 114 mit 80 Abb., 17 farbig, 38,– DM.

Beide vorliegende Text-Bildbände gehören – sowohl von der Aufmachung als auch von ihrer Preiskategorie her – zu jenen Büchern, die gern von Firmen an Geschäftspartner oder Besucher verschenkt werden, auch für die Gemeinden der Region sollen sie *public relations*-Zwecken dienen. Dieser Zielsetzung sowie der Tatsache, daß auch nicht-deutschsprachige Leser diese Bücher erhalten, wird jedoch auf sehr unterschiedliche Weise Rechnung getragen.

Kieser bringt seine Erfahrung als Redakteur (insb. im landeskundlichen Bereich) in einem ebenso informativen wie auch stilistisch ansprechenden Textteil über das Neckar-Odenwald-Gebiet ein, den zu lesen Vergnügen bereitet. Geschichtlicher Hintergrund und aktuelle Daten bilden ein harmonisches Ganzes mit dem Bildteil, in welchem versucht wird, Natur, historische Bauten und modern(st)e Infrastruktur auf einen Nenner zu bringen. Verzeihlich sind hier – da die Aufgabe der Standortwerbung nicht vergessen werden darf – die kleineren Mißgriffe bei der Auswahl der ansonsten sehr ansprechenden Bilder. Den Kontrast eines im Glas- und Betonstil der 60er Jahre errichteten Gebäudes eines Kreditinstitutes zu den umliegenden Fachwerkhäusern als „reizvoll“ (S. 53, Abb. 29) zu bezeichnen, mag noch Ansichtssache sein, bei der Darstellung eines Zementwerkes neben der Burgruine Hornberg (S. 28, Abb. 7) oder eines Kernkraftwerkes inmitten einer reizvollen Neckar-Aulandschaft (S. 39, Abb. 17) drängt sich jedoch das Attribut „deplaziert“ auf.

Diese kleineren Stimmungsbrüche kann man – zumal sie sich auf den Bildteil beschränken – leichter verkraften als Gräters Textteil über die Tauber-Region. Dem „bekannten fränkischen Schriftsteller“ (Klappentext) ist es im Gegensatz zu Kieser nicht gelungen, eine Landschaft in

ihrem Bild, ihrer Geschichte und Gegenwart einheitlich und ansprechend zu beschreiben. Trockene Schilderungen über landwirtschaftliche Produkte, die sich wie ein Auszug aus einem Vollwert-Kochbuch (z.B. Grünkern, S. 11 f.) oder einem Weinlexikon (z. B. Kerner, Ortega, S. 14) lesen, wechseln sich mit lyrischer Breite und Manierismus ab. So liest man etwa von einer „emanzipierten Flußtochter“ (S. 5), über „dickköpfigen Hauptmuschelkalk“ (S. 6), „fremdäugige Steppenheideflora“ (S. 8) und in „Oberlauda trauert [... ein] Mühlrad“ (S. 64). Worum, erfährt der Leser allerdings nicht!

Die Auswahl der Bilder ist von gleicher Qualität wie bei Kieser/Fuchs, aber auch hier führte die Standortwerbung zu einigen Fehlgriffen. Der krasse Einschnitt in eine malerische Tallandschaft durch eine gigantische Autobahnbrücke (S. 94, Abb. 54) ist hierfür nur ein Beispiel.

Dem Sprachenproblem wurde in beiden Fällen nur im Bildteil Rechnung getragen. Während bei Kieser/Fuchs dies auf geschickte Weise durch eine englisch-französische Legende in Form eines Beiblattes geschehen ist und die Übersetzungen gelungen sind, kann die deutsch-englische Beschriftung der Abbildungen bei Gräter/Pfistermeier nicht überzeugen. Hier reihen sich stilistische Anomalien und syntaktische Fehler aneinander, so z. B. die Übersetzung von „Firma“ oder „GmbH“ – das altertümliche „Messrs.“ wird allenfalls noch für Anwaltssozietäten gebraucht. Und „the firm Erhard Heusslein“ (S. 108, Abb. 66) übersetzt man am besten mit „der standfeste Erhard Heusslein“. Ein guter Übersetzer wäre hier werbewirksamer gewesen.

Christine Swoboda-Körner

Melsungen. Impressionen einer Stadt. Bearb. Otto Wiegand. Melsungen: Bernecker 1987, 19,80 DM.

Besonders günstige Bedingungen für ein attraktives Besucherangebot wie kaum eine andere der hessen-kasselischen Kleinstädte hat Melsungen seit eh und je, wenn man z. B. an die Schönheit der Fluß- und Mittelgebirgslandschaft, an den Reiz der Fachwerkstadt mit ihren vielen, vom Stolz der Bürger zeugenden Häuserzeilen, an das nach seiner erfolgreichen Sanierung zum werbeträchtigen Symbol gewordene Rathaus von 1556, an die Reihe der Wehranlagen, an das ehemalige Landgrafenschloß, an die idyllische sandsteinerne Fuldabrücke usw. denkt.

Wen wundert es da, daß der Bernecker-Verlag aus der „Bartenwetterstadt“ der gerade in den letzten Jahren reichen Melsungen-Literatur zum Hessentag 1987 einen weiteren kleinen Bildband hinzugefügt hat, der in 52 zumeist bestechend schönen Farbphotos eine fast dokumentarische Bestandsaufnahme als Erinnerungsanhalt für den Besucher erstellt. Daß die Arbeiten von elf verschiedenen Photographen stammen, merkt der Betrachter kaum; sie zu dieser überzeugend einheitlichen Schau zusammengestellt zu haben, ist das Verdienst Otto Wiegands.

Der Bescheidenheit des Vorworts des „Bearbeiters“, das dem Bändchen nur eine fragmentarische Leistung zubilligt, muß widersprochen werden. Melsungen (und mit je einem Photo seine Stadtteile) ist mit all dem mit großem Geschick eingefangen worden, was heute seine landschaftlichen, historischen und kulturellen Reize ausmacht.

Innentitel, Vorwort und Bildlegenden – alles ist viersprachig gefaßt und damit Ausweis einer bestimmten Verkaufsstrategie. Die Aufnahme der italienischen (neben Deutsch, Englisch, Französisch) statt z. B. einer skandinavischen Sprache oder vor allem statt des Niederländischen ist eher eine Spielerei und scheint mir die von den Besucherstatistiken aus Nordhessen vermittelten Ergebnisse außer acht zu lassen.

Die Bildlegenden sind in ihrer Zuordnung und in ihrem Mitteilungswert leider recht uneinheitlich; gänzlich überflüssig erscheinen sie dort, wo ein gelungenes, aussagekräftiges Photo durch eher banale Hinweise auf das damit ja eingefangene Grün der Landschaft, die Farbigkeit der Blumen, den frischen Schnee usw. erläutert wird.

Eine Seiten-, wenigstens eine Abbildungszählung wäre für den Fall späterer Verweise wünschenswert.

Dennoch: eine aus unserer eigenen Zeit gewonnene, empfehlenswerte Ergänzung der bisher vornehmlich dem Melsungen von einst gewidmeten Literatur. *Helmut Burmeister*

Büdingen. Text Hans-Velten Heuson. Würzburg: Weidlich 1974, 2. Auflage o. J., 72 S., 29,80 DM.

Die erste Auflage des ansprechenden Bildbandes von Büdingen erschien bereits 1974, jetzt (o. J.) wurde die zweite nötig. Auf insgesamt 72 Seiten wird mit Wort und Bild das kleine, ehemalige Residenzstädtchen am Fuße des Vogelsberges dem Leser und Bildbetrachter vorge-

stellt. Von den insgesamt 16 Seiten des deutschsprachigen Textes unterrichtet zunächst eine über Raum und Landschaft der Region knapp aber ausreichend, während der weit umfangreichere Teil der von Hans-Velten Heuson vorgelegten Einleitung der Geschichte des Ortes gewidmet ist und von den wichtigsten Ereignissen im Ablauf der Jahrhunderte berichtet, die sein Schicksal bestimmten. Sogar die Gebietsreform von 1972 wird erwähnt und mit wenigen Sätzen auf jedes der 16 Dörfer eingegangen, die heute als Ortsteile der Großgemeinde angehören.

Der Herausgeber mag es als nützlich angesehen haben, für englisch oder französisch sprechende Ausländer einen kurzen Überblick über Büdingen unter der Überschrift „Büdingen – today and yesterday“ bzw. „... – aujourd’hui et hier“ zu geben, wobei der Inhalt der halbseitigen Information allerdings zeitlich gerade umgekehrt angeordnet ist. Wer aber nun erwartet, daß die wunderschönen Photos des Bildteiles auch mit dreisprachigen Unterschriften versehen worden wären, der irrt sich. Hier wird nur auf deutsch erklärt, was mir nicht ganz logisch erscheint, denn ohne einen kurzen Hinweis in der jeweiligen Muttersprache auf das Dargestellte nützt auch das beste Photo dem des Deutschen nicht mächtigen Fremden recht wenig.

Und noch etwas sei bemerkt: Sicher ist es so, daß Schloß, Stadtmauer und die malerischen Fachwerkhäuser der Altstadt vor allem Gäste anlocken. Doch gibt es auch das Büdingen des 20. Jahrhunderts! Es bleibt in diesem Band völlig unberücksichtigt, wenn man von einer Luftaufnahme absieht, die einen Überblick über das gesamte Städtchen und nicht nur seinen alten Kern vermittelt. Ansonsten könnte man meinen, die Bautätigkeit habe hier mit dem Jahre 1910 (Stadtschule S. 68) geendet und eine Weiterentwicklung nicht stattgefunden. Sollte es wirklich kein einziges Beispiel für gelungene Architektur von heute geben, das dem Bildband hätte beigefügt werden können? Sozusagen als Hinweis auf die moderne Welt, in der wir doch selbst dann leben, wenn unsere Heimat so traditionsreich ist wie Büdingen!

Doch abgesehen von diesen kleinen Anmerkungen kann der Band dem Heimatfreund empfohlen werden, denn neben dem Text und 48 Bildseiten (davon 16 farbig) enthält er einige reizende Federzeichnungen von wichtigen Bauten und als Vorsatzblätter hübsche alte Stadtansichten aus verschiedenen Jahrhunderten.

Waldemar Zillinger

Paetow, Karl: Frau Holle – Volksmärchen und Sagen. Husum: Husum Druck- und Verlagsgesellschaft 1986, 144 S., 11,80 DM.

Karl Paetow ist unter volkscundlich interessierten Lesern in zweierlei Hinsicht kein Unbekannter. Einmal ist sein Name seit 1973 untrennbar mit dem „Deutschen Märchen- und Wesersagenmuseum“ in Bad Oeynhausen verbunden, zum anderen ist er – und das bei weitem viel früher – als Autor von Sagen und Märchensammlungen hervorgetreten. Hier seien beispielhaft für seine schriftstellerische Tätigkeit nur die Bearbeitung der Wittekindsage, Hannover 1960, und die Sammlung „Die schönsten Volkssagen“, ein Jahr später ebenfalls in Hannover erschienen, genannt.

Der vorliegende Band, als Taschenbuch ediert, hat seinen Vorläufer in einer Ausgabe mit nahezu gleichlautendem Titel, 1952 bei Bärenreiter in Kassel herausgekommen. Es folgten zwei weitere überarbeitete und veränderte Auflagen bei Sponholz in Hannover mit dem Titel „Volkssagen und Märchen um Frau Holle“.

Die Neuauflage hat trotz ihrer anerkannten Vorgänger einige Veränderungen erfahren. Sie betreffen gestalterische Fragen der abgedruckten Märchen und Sagen. Man mag grundsätzlich darüber streiten, ob tradiertes Volksgut überarbeitet und nachgestaltet werden darf, um es lesbarer zu machen. Für Paetow war und ist die Frage der Anpassung an ein modernes Deutsch wohl in erster Linie eine pädagogische. Wenn es Anliegen ist, altes Volksgut lebendig zu erhalten, dann muß es so gestaltet sein, daß es der Jugend nahegebracht werden kann. Mit diesem Vorhaben sind ohne Zweifel auch Gefahren verbunden; nur allzuleicht kann eine Ebene erreicht werden, die der Volkserzählung nicht mehr gemäß ist. Paetow weiß um diese Problematik und hat deshalb versucht, dieser Gefahr entgegenzuwirken. Trotzdem sind in den Vorgängerausgaben einige der Erzählungen stark in die Nähe des Kunstmärchens geraten. Die Neuauflage korrigiert hier und führt wieder stärker auf die Urformen zurück. Durch diese Entscheidung gewinnt der Band erheblich an Qualität, ohne die Lesbarkeit infragezustellen.

Anzuerkennen ist weiter, daß der Autor auch das Nachwort aus der 1. und 2. Auflage mitabgedruckt hat. Es gibt eine gute Einführung in die Problematik der Holle-Forschung, die auf Grund der umfassenden Einsichten Paetows noch immer auf dem neuesten Stand der wissenschaftlichen Erkenntnisse steht. Der interessierte Leser sollte die Lektüre dieses kurzen und sehr instruktiven Textes an den Anfang seiner Lesearbeit stellen.

Friedrich-Karl Baas

Kunst- und Kulturgeschichte

Stein, Günter: Burgen und Schlösser in der Pfalz. Ein Handbuch mit 95 Aufnahmen, 8 Farbtafeln und zwei Faltblättern mit Grundrissen. Würzburg: Verlag Weidlich 1986, 2. Aufl., 320 S.

Das hier vorgestellte, reich illustrierte Buch führt den Leser in eine Landschaft, die im Mittelalter und in der frühen Neuzeit zu einem der am stärksten befestigten Gebiete des Heiligen Römischen Reiches gehörte. Das hatte seine Ursache in der geographischen Lage des Pfälzer Raums, der zu allen Zeiten ein wichtiger Durchzugsbereich in Nord-Süd- und Ost-West-Richtung war und vor allem durch seine Nähe zu Frankreich große strategische Bedeutung hatte. Die in obigem Buch beschriebenen Burgen und Schlösser werden in chronologischer Abfolge, d. h. nach dem Zeitpunkt ihrer Anlage vorgestellt. Viele von ihnen sind heute nur noch als Ruine vorhanden, was auf die häufigen kriegerischen Ereignisse in der Pfalz in der Vergangenheit, vor allem im 17. und 18. Jahrhundert, zurückzuführen ist. In seiner Darstellung hat sich der Verf. auf die heutigen Grenzen der Pfalz, die erst 1816 entstanden sind, beschränkt. Er ist sich bewußt, daß er damit den dynamischen Verflechtungen des Mittelalters und der folgenden Jahrhunderte bis zur Französischen Revolution nicht gerecht werden kann, griffen doch die größeren Territorien wie die Kurpfalz, das Bistum Speyer, das Herzogtum Pfalz-Zweibrücken und die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt wie auch kleinere Herrschaften, z. B. die der Grafen von Leiningen und der Herren von Sickingen und Dürckheim, weit über diese heutigen Grenzen hinaus. Andererseits ragten weiter abgelegene Territorien wie Baden, Lothringen und das Bistum Worms damals in das pfälzische Gebiet hinein. Der Verf. mußte die o. g. Begrenzung wählen, um nicht in das Arbeitsgebiet anderer Bearbeiter dieser Materie im Elsaß, in Lothringen, im Naheraum und in Rheinhessen zu geraten.

Zunächst werden am Beispiel der bei Deidesheim liegenden Heidenlöcher und der Vorburg des „Schlüssel“ bei Klingenstein frühmittelalterliche Fliehburgen vorgestellt. Beide Anlagen entstammen spätkarolingischer oder ottonischer Zeit, als die Normannen- und Ungarngefahr besonders akut war. Der salischen Epoche gehören die Turmburg des erwähnten „Schlüssel“, das Steinenschloß bei Pirmasens und die nordöstlich von Neustadt an der Weinstraße gelegene Burgruine Winzingen an. Alle diese Anlagen weisen die für die salische Zeit typischen kleineren rechteckigen Sandsteinquader in ungleich hohen Schichten auf, während an den Mauerecken die Steinschichten durch größere Quader im Eckverband zusammengefaßt sind. Ihre Grundrisse lassen einen ovalgerundeten Ringmauerverlauf mit einer Geraden an der Angriffsseite genauer erkennen, was sich auch bei den thüringischen und Harzburgen der Salierzeit findet. Aufschlußreich ist außerdem, daß sich Beziehungen zum Speyerer Dombau herstellen lassen. Am Beispiel der Burganlagen der zweiten Hälfte des 12. und des beginnenden 13. Jahrhunderts – dabei handelt es sich um die Kaiserpfalz Lautern, den Gräfenstein bei Merzalben, die Burg Landeck bei Klingenstein, die in der Nähe Kaiserslauterns gelegene Burgruine Hohenecken, die Reichsburg Trifels und den Drachenfels – wird die Weiterentwicklung des Burgenbaus in der Stauferzeit deutlich. Die staufischen Burgen mit Ausnahme der Pfalzen liegen zumeist auf Bergkuppen, die als Ausläufer eines Gebirgszuges in ein Tal oder in eine Ebene vorstoßen. Diese Lage gestattete die Übersicht und Beherrschung der Talwege, hatte aber zur Folge, daß die Anlage vom überhöhten Hauptbergzuge angegriffen werden konnte. Dieser Bedrohung suchte man durch einen tiefen und breiten Graben, den sogenannten Halsgraben, auf der Angriffsseite zu begegnen. Die Wohn- und Wirtschaftsgebäude der staufischen Burg waren gewöhnlich um den Hof gruppiert und waren entweder an die Ringmauer angelehnt oder in den Ringmauerzug hineingebaut. Die Burggebäude, vor allem die Wohnbauten, hatten zumeist drei Geschosse und wiesen auf der Außenseite in den unteren Stockwerken lediglich schmale Schießscharten auf. Kennzeichnend für den staufischen Burgenbau war im Laufe des 12. Jahrhunderts die Herausbildung eines neuen Turmtyps, des Bergfrieds, der den Wohnturm der früheren Zeit verdrängte. Er blieb lediglich der letzte Zufluchtsort der Burgbesatzung im Falle der Eroberung der Burganlage und befand sich in der Regel in kurzem Abstand hinter der Ringmauer. Auch in der Bautechnik sind im Verhältnis zur Salierzeit weitgehende Wandlungen zu erkennen. An die Stelle der klein- und großquadrigen Mauerverbände trat das Buckelquader-Mauerwerk, das allerdings nur an bevorzugten Stellen der Außenmauer verwendet wurde, während man sonst kleinere oder größere glatt bearbeitete Quader benutzte.

Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit den Pfälzer Burgen der früh- und hochgotischen

Zeit – gemeint ist damit das 13. und 14. Jahrhundert. Auch in dieser Periode gab es viele Änderungen im Wehrbau und in der Wehrbautechnik, die vor allem von den Erfahrungen der Kreuzzüge verursacht waren. Auch der neueingeführten Armbrust mit der starken Durchschlagskraft ihrer Bolzenpfeile galt es, Rechnung zu tragen, was in der Vorlage niedrigerer Zwingermauern vor der Hauptringmauer und im Einfügen von vortretenden Mauertürmen in die Ring- und Zwingermauern sichtbar wird. Dieser Bauepoche gehören in der Pfalz u. a. die Burgen Neuleiningen (bei Grünstadt), Wolfsburg (bei Neustadt a. d. Weinstraße), Frankenstein, Spangenberg, Montfort (Ganerbenburg bei Duchroth-Oberhausen), Landsberg und Reipoltskirchen an.

Der Wehrbau der spätgotischen Zeit, d. h. des 15. Jahrhunderts, wurde dagegen ganz von der Feuerwaffe, dem Geschütz, geprägt, das sich gerade bei der Bekämpfung des Raubritterunwesens jener Zeit als sehr wirkungsvoll erwies. Vor diesem verheerenden Belagerungsgeschütz suchte man sich durch die Erweiterung oder Verdoppelung der Halsgräben und die Anlage mächtiger, ummauerter Felsriegel, die die übrigen Burggebäude vor direktem Beschuß sicherten, zu schützen. Zur Abwehr von Angriffen diente auch die Anlage von Geschütztürmen in runder, halbrunder oder hufeisenförmiger Grundform, die in mehreren Geschossen sowie auf einer oberen Plattform kleinere Geschütze aufnehmen konnten. Beispiele für den Wehrbau der spätgotischen Zeit in der Pfalz sind die Burgen Falkenstein, Berwartstein (bei Erlenbach), die Dahner Schlösser im Wasgau, Neuscharfeneck (bei Ramberg) und die Turmruine Kleinfrankreich (bei Erlenbach). Bei der letzteren handelt es sich um die Reste eines starken Geschützturms, den der kurpfälzische Marschall Hans von Drott um 1484 zum Schutze seiner Burg Berwartstein errichtet hatte.

Ein besonderes Kapitel ist den im 16. Jahrhundert angelegten oder umgebauten Burgschlössern der Renaissance gewidmet. Hier ist aufschlußreich, daß sich zwar mit Beginn der Neuzeit die Trennung von Wohnbau- und Wehrbaufunktion und damit die Anlage von offenen Schlössern einerseits und reinen Festungen andererseits vollzog, dennoch aber einige begüterte Adelsgeschlechter versuchten, durch Neubauten oder Modernisierung von Burgen an der Einheit von Wohn- und Wehrbau festzuhalten, was sich allerdings angesichts der fortschreitenden Fortifikationstechnik als Anachronismus erwies. Einen Eindruck von der Beschaffenheit dieser Burgschlösser der Renaissance vermitteln uns die Madenburg (bei Eschbach), die Burgruine Nannstein (bei Landstuhl), die Hardenburg (bei Bad Dürkheim) und das Burgschloß Bergzabern. Am Ende des 16. Jahrhunderts war die Wehrbaufunktion gänzlich auf die territorialherrliche Fortifikation, die Festung, übergegangen, während für den Wohnbau des Hochadels Schloßbauten charakteristisch wurden, die bisweilen noch rudimentäre wehrbauliche Details ohne jegliche fortifikatorische Bedeutung aufwiesen. Ihre Verwendung hatte wahrscheinlich nur symbolische oder allegorische Gründe. Den Renaissance-Schloßbau in der Pfalz beschreibt der Verf. am Beispiel der Emichsburg in Kleinbockenheim und der Kropsburg bei St. Martin. Größer ist die Zahl der Schloßbauten des 18. Jahrhunderts, die erkennen läßt, daß auch im Barockzeitalter – begünstigt durch die vielen Herrschaften – der Schloßbau in der Pfalz weit verbreitet war. Auch der Einfluß des benachbarten Frankreich wirkte sich auf diese Entwicklung aus. Der Verf. belegt die Schloßbaukunst jener Zeit anhand des Schlosses in Trippstadt, des ehemaligen herzoglichen Schlosses in Zweibrücken und des Jagdschlusses Kehrlich-an-nichts bei Bad Dürkheim. Vom Festungsbau der Barockzeit sind dagegen in der Pfalz nur spärliche Reste erhalten geblieben. Lediglich in Landau finden sich noch einige Zeugnisse aus seiner Festungszeit.

Das abschließende Kapitel behandelt den Schloßbau im 19. Jahrhundert. Er wurde – wie anderenorts – als Gegenreaktion zum Barock und Rokoko von der Rückbesinnung zur „klassischen“ Architektur und römischen Baukunst mit ihren klaren und übersichtlichen Formen bestimmt, was sich in reinsten Gestalt bei den Bauten Schinkels in Preußen und denen Friedrich von Gärtners, Leo von Klenzes und August von Voits in Bayern zeigt. Gerade die letzteren haben in der seit 1816 zum Königreich Bayern gehörenden linksrheinischen Pfalz ihre Spuren hinterlassen. Ein Beispiel liefert hier der steckgebliebene Ausbau der Ruine des Hambacher Schlosses, die 1832 durch das „Hambacher Fest“ über die Grenzen Deutschlands hinaus bekanntgeworden war, zu einem wohnlichen Schloß des Bayernkönigs Maximilian II.

Der vorgestellte Band, der ein ausführliches Literaturverzeichnis aufweist und durch ein Sachregister erschlossen ist, behandelt den Pfälzer Burgenbau nicht nur in kunsthistorischer Sicht, sondern stellt auch seine Bedeutung in der politischen Geschichte dieser wichtigen Durchgangslandschaft heraus, deren vielfältige Konturen plastisch hervortreten. Nicht nur der engagierte Kunsthistoriker, auch jeder interessierte Leser wird darin viele anregende Hinweise finden.

Stefan Hartmann

Ludwig, Thomas: Das Romanische Haus in Seligenstadt. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag GmbH 1987, 202 S., 63 Zeichn. und 115 Photos; Pappd., 89,— DM (ISBN 3 8062 0503 5).

Der Verlag spricht in seiner Presseinformation von einem detaillierten Bericht über die Untersuchung und vorbildliche Restaurierung des Romanischen Hauses in Seligenstadt, dessen Bau sich durch dendrochronologische Untersuchungen auf die Jahre 1186 und 1187 datieren läßt. Bei genauerer Durchsicht des Buches wird deutlich, daß die Intentionen des Autors über das Ziel des detaillierten Berichts hinausgehen. Hierin liegt auch der Reiz des Buches besonders für den interessierten Leser, der über noch nicht allzu große Kenntnisse über Bauten der Romanik verfügt.

Der Text gliedert sich in zwei Hauptteile. Zunächst werden der vorgefundene Zustand beschrieben und die Befunde analysiert, wobei das umfangreiche Bildmaterial im Anhang wesentlich zum Verständnis beiträgt. Im zweiten Teil werden die Ergebnisse der Untersuchung vorgestellt, die den romanischen Zustand und zahlreiche spätere Umbauten erkennbar machen.

Für die Beschreibung des romanischen Zustandes wählt der Autor eine ungewöhnliche Methode. In einer Serie von Zeichnungen wird der Bauprozess vom Ausheben der Fundamentgräben über das Aufschlagen des Dachstuhls bis zu den fertigen Ansichten dargestellt. Einzelne Arbeitsabläufe, wie etwa die Herstellung der Bögen, werden so besser verständlich. Ludwig hat den Einsatz von Werkzeugen und Gerät mit in die Zeichnungen aufgenommen, wobei er den Anspruch auf originalgetreue Abbildung nicht erhebt.

Die vorgefundene Bausubstanz wird – in ihrer Anlage sowie in Bauteilen wie Bögen, Fenstern oder Kaminen mit denen anderer romanischer Gebäude der Region verglichen und kommentiert. Diese im Text deutlich abgesetzten Passagen liefern eine Fülle von Informationen über Funktion, Gestaltung, Materialien und insbesondere Aufrichtung romanischer Gebäude.

Kunstgeschichtliche Betrachtungen beschränken sich auf die Einordnung der Kapitelle, Basen, Sockel und Ornamente.

Die eigentliche Restaurierung des Gebäudes der Jahre 1982/83 läßt sich besser durch das Bildmaterial nachvollziehen. Dem Textteil kommt hier lediglich begleitende Funktion zu.

Manfred Bürmann

Buchmann, Hans: Burgen und Schlösser an der Bergstraße. Mit Photos von Peter Fuchs. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1986, 274 S., 49,80 DM.

Der reichbebilderte Band schildert Burgen und Schlösser an der Bergstraße, die nicht nur durch ihre landschaftlichen Reize, sondern auch durch ihre Bedeutung in der Vergangenheit als Durchgangsland Beachtung verdient. Bereits bei den Römern spielte sie eine wichtige strategische Rolle, und im Mittelalter und in der Neuzeit war sie eine Schlagader der deutschen und europäischen Geschichte. Während die älteren Burgen an der Bergstraße häufig versteckt im Wald oder in parallel verlaufenden Seitentälern lagen, bevorzugte man im Hochmittelalter Vorhöhen mit Spornlage, die die besten Verteidigungsmöglichkeiten boten. Eine Burg von durchschnittlicher Größe hatte etwa 1000 Quadratmeter bebauter Fläche; Landesburgen waren größer. Das obige Buch behandelt alle Plätze zwischen Darmstadt und Heidelberg, an denen Burgen, Residenzen und Schlösser zu finden oder zu vermuten sind. Begonnen wird mit dem Jagdschloß Kranichstein nordöstlich von Darmstadt, das vor allem von den Landgrafen Ernst Ludwig (1678–1738) und Ludwig VIII. (1739–1768) häufig besucht wurde. Sowohl bei diesen als bei anderen fürstlichen Persönlichkeiten, die im vorliegenden Buch zitiert werden, wäre die Angabe ihrer Regierungsdaten sinnvoll gewesen, um dem Leser eine bessere zeitliche Orientierung zu ermöglichen. Zu den fürstlichen Schloßbauten in oder bei Darmstadt gehört auch das Prinz-Georg-Palais, dessen Name auf den zweiten Sohn Ludwigs VIII., Prinz Georg Wilhelm, zurückgeht. Es diente später zeitweilig als Sitz der Gartenbaudirektion und der Geologischen Landesanstalt. Besondere Bedeutung unter den landgräflichen Residenzen hatte das Darmstädter Schloß, das um 1600 an der Stelle der alten baufälligen Wasserburg errichtet wurde und später mehrmalige Umgestaltungen, vor allem unter Großherzog Ludwig I. zu Beginn des 19. Jahrhunderts, erfuhr.

Zum Kranz der Schlösser um Darmstadt ist auch die Orangerie in Bessungen zu zählen, deren Anlage auf die Planung des Architekten Louis Remy de la Fosse zurückgeht und 1721 fertiggestellt war. Hier fanden in der Folgezeit viele festliche Veranstaltungen der landgräflichen bzw. großherzoglichen Familie statt, und im Orangeriegarten wurde im Juni 1870 die erste

deutsche Rosenausstellung eröffnet. Nach dem Zweiten Weltkrieg fand in der Bessunger Orangerie das Darmstädter Landestheater für einige Jahrzehnte eine neue Bleibe.

Nach dem Verlassen Darmstadts in südlicher Richtung stößt man zunächst auf die Burg Frankenstein bei Eberstadt, die vom Geschlecht der Breuberger – es nannte sich später nach der Burg von Frankenstein – um 1240 erbaut wurde und dank ihrer Festigkeit die kommenden kriegerischen Zeitläufe, u. a. den Dreißigjährigen Krieg, unversehrt überdauerte. Erst im 18. Jahrhundert geriet sie in Verfall, wurde aber in den 1850er Jahren wiederhergestellt. Aus dem 19. Jahrhundert stammt dagegen das Seeheimer Schloß, das von der großherzoglichen Familie wiederholt als Hoflager benutzt wurde. Eine typische Höhenburg ist die vier Kilometer südlich von Frankenberg gelegene Burg Tannenburg, deren Baubeginn in der Forschung umstritten ist und auf das 12. bzw. frühe 13. Jahrhundert datiert wird. Sie wurde 1399 von mainzischen, pfalzgräflichen und Frankfurter Truppen erobert und bis auf die Grundmauern niedergebrannt und ist seit jener Zeit Ruine. Über das großherzogliche Schloß Heiligenberg, die zwischen Jugenheim und Alsbach auf einem Ausläufer des Darsberges gelegene Burg Jossa, das von Landgraf Ernst Ludwig 1720 erbaute Jagdschloß Bickenbach und das Alsbacher Schloß geht die Reise weiter nach Zwingenberg und der Burg Auerberg, die auch unter dem Namen Auerbacher Schloß bekannt ist. Ihre Geschichte ist eng mit den Grafen von Katzenelnbogen verknüpft, die im Hohen und Späten Mittelalter eine wichtige Rolle spielten und auch von Walther von der Vogelweide besungen wurden. Andere bemerkenswerte Punkte in der Burgenlandschaft der Bergstraße sind der Rodensteiner Hof in Bensheim, die 1303 erstmals urkundlich erwähnte Burg Schöneberg, der Zar Alexander II. mehrmalige Besuche abstattete, das im 8. Jahrhundert gegründete Kloster Lorsch, die Starkenburg oberhalb von Heppenheim – sie war zunächst in Lorschener Besitz und später in dem von Kurmainz –, der Kurmainzer Amtshof in Heppenheim, das auf halbem Wege zwischen Heppenheim und Weinheim gelegene Schloß Hemsbach, das auf eine 1264 erstmals genannte Burganlage zurückgeht, die Landesburg Windeck bei Weinheim, die nach Merians Zeichnung 1645 äußerlich noch gut erhalten war, in den folgenden Jahrzehnten jedoch schnell verfiel, die durch die Gründung des Weinheimer Senioren-Konvents bekannt gewordene Wachenburg, die Strahlenburg oberhalb von Schriesheim, die stattlichste Ruine der südlichen Bergstraße, die um 1237 von Konrad I. von Strahlenberg errichtet wurde, das auf römische Zeit zurückgehende Ladenburg am Neckar, die Schauenburg oberhalb von Dossenheim, ursprünglich Lorschener Lehen und später im Besitz von Kurmainz, das das Amt Schauenburg an die Pfalzgrafen verpfändete, und schließlich als krönender Abschluß das Heidelberger Schloß, das im Pfälzischen Erbfolgekrieg am Ende des 17. Jahrhunderts von den Franzosen zerstört wurde.

Dem Verf. ist es gelungen, die ereignisreiche, wechselvolle Geschichte der Bergstraße anhand der dortigen Burgen und Schlösser in anschaulicher Weise dem Leser nahe zu bringen. Sein Buch eignet sich nicht nur zur Hauslektüre, sondern es gewinnt als Reisehandbuch seinen besonderen Wert. Allen Besuchern der Bergstraße mit historischen Interessen sei empfohlen, darauf als Ratgeber und Wegweiser zurückzugreifen.

Stefan Hartmann

Sippel, Heinrich: Die gotischen Wandmalereien in der Dorfkirche von Frauombach im Schlitzertal. Schlitz im Spiegel der Geschichte, Heft 16. – Im Selbstverlag des Verfassers, Schlitz 1986, 32 S., 16 Abb.

Sippel setzt sich im vorliegenden Band mit der Secco-Malerei der Frauombacher Kirche im Vogelsbergkreis auseinander. Der Autor will mit seiner kleinen Arbeit keine neuen Erkenntnisse über die 1901 entdeckten und anschließend freigelegten Bilder vermitteln. Er referiert die Forschungsergebnisse Karl Bronners, des Entdeckers der Malereien, und G. Richters, dem seinerzeit die Identifizierung der Darstellungen gelang. Die Arbeit verliert durch diese Feststellung nicht an Wert, macht sie doch erneut auf diese Arbeiten aufmerksam und den interessierten Kirchenbesucher mit der dort dargestellten Legende von der Rückerobertung des Heiligen Kreuzes aus Perserhand vertraut. Beide Aufgabenstellungen gelingen dem Verfasser gut.

Die überwiegend im Dreiviertelprofil in lebhaften Bewegungen dargestellten schlanken Figuren haben ihre Bedeutung nicht in erster Linie in ihrer künstlerischen Qualität, sondern in ihrer Ikonographie, mit der Sippel den Leser in ansprechender Weise bekannt macht. Der Text ist instruktiv und bezieht die mögliche Entstehungsgeschichte der Bilder, die eng mit den Kollegiaten Hünfelds verbunden ist, in die Darstellung mit ein. Ein Manko des Heftes sind die wieder in den laufenden Text eingefügten Anmerkungen. Sie stören den Lesefluß und sollten deshalb wegen der besseren Lesbarkeit einen anderen Platz haben.

Friedrich-Karl Baas

Balzer, Heinrich u. a.: 700 Jahre Liebfrauenkirche Frankenberg (Eder) 1286–1986. Festschrift hrsg. vom Kirchenvorstand der Ev. Kirchengemeinde Frankenberg (Eder), Frankenberg 1986, broschiert, 159 S., 51 Abb.

Der Kirchenvorstand der Evangelischen Kirchengemeinde Frankenberg legte zur 700-Jahrfeier seines bedeutenden Gotteshauses eine beachtenswerte Festschrift vor. Pfarrer i. R. Heinrich Balzer unterzog sich der mühevollen Aufgabe, die 700jährige Geschichte der Kirchengemeinde darzustellen. Da eine solche Aufgabe nicht leicht zu lösen ist, entschied er sich richtig für den Weg, nur bestimmte bedeutsame Ereignisse, Sachverhalte und Persönlichkeiten in dreißig „Einzelartikeln“ zu behandeln. Es gelang ihm so, ohne sich in historisch oft fragwürdige Gliederungsprobleme und in der Darstellung überregional bedeutsamer Ereignisse zu verlieren, lebendige Einzelbilder über Leben und Arbeit der Gemeinde zu entwerfen. Seine „Blicke“ erhellen die Baugeschichte genauso wie das Wirken bedeutender Persönlichkeiten, die kirchlichen Einrichtungen (das Hospital, die Schule und den Kindergarten) oder die Entwicklung der Pfarrei mit der Wirkensgeschichte ihrer Pfarrer.

Leider haben die gut lesbaren Seiten auch einen Nachteil. Die pauschalen Hinweise auf die Chronik Wiegand Gerstenbergs und auf die Akten des Kirchenarchivs reichen als solide Quellenangaben bei weitem nicht aus. Hier wären genaue Belege unbedingt erforderlich gewesen.

Den Abschluß der kleinen Schrift bilden Kurzdarstellungen über die Kirchenchöre Frankenburgs von Ilse Schmidtman, die Aktivitäten zur „Rettung der Liebfrauenkirche“ von Helga von Büнау und die derzeitigen Verhältnisse in der Gemeinde mit ihren eingepfarrten Orten aus der Feder von Dekan Rudolf Jockel. Sie runden die von Balzer eröffnete Darstellung sinnvoll ab. Anzuerkennen ist auch die sachlich durchdachte und technisch gut ausgeführte Bebilderung des Buches durch Zeichnungen und Photos. *Friedrich-Karl Baas*

Fenner, Gerd: Das Rathaus in Melsungen. Geschichte und Baugeschichte. Melsungen: Gutenberg 1987, 65 S., 54 Abb. u. Strichzeichnungen, brosch. Gestaltung: F. E. Riemann.

Nach Dehio (Hessen) besitzt das Melsunger Rathaus an seinen Fachwerkfassaden den ersten „Wilden Mann“ (1555/56) in Hessen. Zumindest aber das dendrochronologisch ermittelte Fälldatum der Eichen verweist jedoch erst auf die Jahre 1561–63, da offenbar nicht gleich nach dem Stadtbrand von 1554 *Sontag Trinitatis* ein Rathaus-Neubau erfolgte, wie die Bauforschung nun ergab. Dies und andere interessante Ergebnisse aus über 400 Jahren Rathausgeschichte stellt der Melsunger Heimatforscher Gerd Fenner in seiner mit gutplazierten Abbildungen versehenen Monographie zum diesjährigen Hessentag vor. Maßgeblich an der Einrichtung des Melsunger Heimatmuseums beteiligt, aufbauend auf der Arbeit des „Freien Instituts für Bauforschung und Dokumentation“ in Marburg und vieler am Bau Beteiligter, spannt Fenner über 24 Einzelkomplexe hinweg den Bogen der Baugeschichte und einer schon ebenfalls historischen Sanierungsepoche: Vom Fachwerkrahtaus in Sichtweite des Landgrafenschlosses (1550–57) über Fassadengestaltung, Baugefüge, Ratskellergewölbe bis hin zum inneren Aufbau der ursprünglichen Hallen und Ratsstuben. So erfüllte der Hochzeitssaal, durchaus vergleichbar mit den Sälen der Hochzeitshäuser in Fritzlar, Homberg und Eschwege (16. Jh.), 360 Jahre seine Aufgaben als größter Versammlungsraum und konnte nun in seiner beispielhaften, ebenso kühnen wie frühen *Sprengwerks*-Konstruktion der Saaldecke (von 1613; 8,7m frei gespannt) rekonstruiert werden. Die „Rekonstruktionen“ der frühen Denkmalpflege, die Fenner zu Recht ein „Denkmal der Denkmalpflege“ nennt, versuchten unter Bezirkskonservator Bleibaum das „Wiederherstellen“ eines Idealbildes, frei von Befunden: Aufbauend auf Plänen und Aufmaßen des Architekten Dauber (Marburg, 1918) wurden zwischen 1927 und 1933 durch Bruno Franke (Kassel) Zwischengeschosse entfernt, Dachreiter und Portale verändert, eine neue Halle eingebracht, die Raumteilung des 16. Jahrhunderts umgekehrt und der Hochzeitssaal entstellt. Die heutige Sanierung geht, fußend auf den Handzeichnungen des Landgrafen Moritz, Konstruktionsbefunden, älteren Farbresten („Schweinfurter Grün“) und trotz umfangreichen Holzersatzes ganz andere Wege, wie Fenner in seinem Schlußkapitel darlegt.

Ein rundum empfehlenswertes kleines Buch, auch wenn dieses Werk zur hessischen Rathausgeschichte sich – ohne wissenschaftlichen Apparat – nur auf eine kleine Quellen- und Literaturauswahl beschränkt! *Siegfried Lotze*

Krupp, Ingrid: Das Renaissanceschloß Hadamar. Ein Bau des Grafen Johann Ludwig von Nassau-Hadamar. Hrsg. von der Historischen Kommission für Nassau (Veröff. XXXVII). Wiesbaden 1986, 310 S., 4 Strichzeichnungen von H. Krupp im Text, 118 Photos und Plan-Repros im Anhang; 66,- DM kartoniert.

Die umfangreiche Arbeit von Ingrid Krupp über die Wasserburg und vor allem das Renaissance-Schloß Hadamar setzt in einer Zeit erster Monographien zu hervorragenden Einzelobjekten der Architektur Maßstäbe! Bei allein 584 Einzelbelegen, einem Plan- und Photoanhang von fast 100 Seiten, bester Archivrecherche und einem geschichtlichen Überblick zu Nassau und seinem Grafen Joh. Ludwig von Nassau-Hadamar ist Umfang und Preis des Bandes sicher gerechtfertigt. Frau Krupp arbeitet die Person des Bauherrn und seine Projektstudien beim Vetter Moritz in Kassel, seine Reisen nach Frankreich, England und in die Niederlande heraus; die Bauverwandtschaften zu Loireschlössern, dem Heidelberger Friedrichsbau und zu Bauten der „Weserrenaissance“ werden sichtbar. Die mittelalterliche Burg, die der Baumeister Joachim Rumpf zu Beginn des 30-jährigen Krieges noch aufmessen konnte, wird nur kurz behandelt; den Hauptteil des Werkes bilden minutiöse Auswertungen von Bauakten, Gedingezetteln, Handwerkerrechnungen, übernommenen Bauordnungen und auch Ausführungen zu den Architekten. Johann Ludwig, der regen Anteil am Schloßbau nimmt, läßt offenbar nach der württembergischen Bauordnung von 1567 verdingen und Erfahrungen vom Schloß Dhaun und selbst Mauerwerk *wie bei uns in Püttlingen* tauchen auf. Joh. Hedderich Sprenger, bei Dehio (Hessen, 1966/75) noch *Baudirektor*, entpuppt sich bei Ingrid Krupp als *Magister und camerschreyber und secretarien*, wie auch manche erstmalig herangezogene Akte des Hessischen Hauptstaatsarchivs in Wiesbaden zwischen 1610 und 1648 zum Baugeschehen Details beleuchtet oder Klärung bringt. Recht modern anmutende Begriffe wie Raumprogramme, Verdingungen und Abrechnungs-Prüfung (durch den Grafen selbst) kontrastieren mit alten Begriffen des 17. Jahrhunderts wie *Gewann* = Balkon oder *Heimliche Gemächer* = Klosett. Steinmetzzeichen, Farb- und Lehmanstriche sowie Schmuckdetails bereichern den Band, der besonders durch die eigenen Photos der Verfasserin besticht. Der Band würdigt endlich die Bedeutung, die dem Hadamarer Schloß als absolutistischer Gesamtschöpfung zukommt, das aus einem Willen und Plan des dort residierenden „kaiserlichen Reichshofrates“ in der heute noch ablesbaren Form entstand. Geringe Schwächen bei der Architektur-Terminologie und das Fehlen eines Schlagwortregisters werden ausgeglichen durch ein mehrseitiges Inhaltsverzeichnis und überreiche Quellen-Auswertung. Ein Beispiel für begriffliche Ungereimtheiten sei zur abgebildeten „Treppenspindel“ S. 263 gegeben, die eben wie die Wendeltreppe im Hochzeitshaus in Fritzlar offen, ohne Spindel abgebildet ist.

Insgesamt ein lohnendes Werk, das eine große Lücke bei den Renaissance-Schlössern in Hessen schließt und zu dem man die Historische Kommission für Nassau nur beglückwünschen kann!

Siegfried Lotze

Personalhistorie

Kräling, Ingrid: Marburger Neuhistoriker 1845–1930. Ein Beitrag zu Historiographie und Studium an der Philippina. Marburg/Lahn: N. G. Elwert Verlag 1985, 513 S. (= Academia Marburgensis, hrsg. von der Philipps-Universität Marburg, Bd. 5).

Die vorliegende, von Professor Hellmut Seier betreute Arbeit wurde im Sommersemester 1984 vom Fachbereich Geschichtswissenschaften der Marburger Philipps-Universität als Dissertation angenommen. Sie zeichnet die Entwicklung der Geschichtswissenschaft an der Philipps-Universität von 1845 bis 1930 in Forschung und Lehre nach und behandelt sowohl Wissenschafts- wie Universitätsgeschichte. Am Anfang steht eine allgemeine Einführung, die die Ziele und Methoden der Arbeit kurz skizziert, einen Überblick über die herangezogenen gedruckten und ungedruckten Quellen gibt und die Vorgeschichte der modernen Geschichtsschreibung am Beispiel der in Marburg lehrenden Historiker Ludwig Wachler, Christoph Rommel und Friedrich Rehm beleuchtet. Das Quellen- und Literaturverzeichnis besticht durch seine Reichhaltigkeit. Neben Beständen des Staatsarchivs Marburg – hier sind vor allem die Akten des Kurfürstlichen Ministeriums des Innern, des Oberpräsidiums der Provinz Hessen-Nassau (die Bezeichnung „Oberpräsidium Kassel“ ist mißverständlich) von Rektor und Senat der Philipps-Universität und des Universitätskuratoriums Marburg zu nennen – wurden Unterlagen des Zentralen Staatsarchivs der DDR in Merseburg, u. a. die Repositoren des preußischen Kultus- und Finanzministeriums, des Geheimen Staatsarchivs Preußischer

Kulturbesitz in Berlin, der Universitätsbibliotheken Göttingen, Marburg und Leipzig, der Deutschen Staatsbibliothek Berlin, des Universitätsarchivs Bonn, der Bayerischen Staatsbibliothek und des Schiller-Nationalmuseums herangezogen. Wichtige Quellen stellen auch die gedruckten Veröffentlichungen der in der vorliegenden Studie behandelten Marburger Hochschullehrer dar, während die zitierte Sekundärliteratur vielfältige Hintergrundinformationen zum Forschungsgegenstand vermittelt.

Während die Geschichtswissenschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch nicht den Status einer Wissenschaft *sui generis* erreicht hatte, kündigt der Amtsantritt Christoph Rommels 1815 hier einen bedeutsamen Wandel an. Er brach mit dem spätaufklärerischen Universalismus der damals vorherrschenden Göttinger Schule und wandte sich der Geschichte des neuzeitlichen heimatlichen Staates zu, die für ihn weniger Landes- als Herrschafts- und Fürstengeschichte war.

Das folgende Kapitel behandelt den Ausbau und die Neuorientierung der Geschichtswissenschaft vom Ausklang des Idealismus bis zur Entstehung des Nationalstaats von 1870/71. Diese Phase ist in Marburg mit Namen wie Heinrich von Sybel, Ernst A. Herrmann, Reinhold Pauli und Carl von Noorden verbunden, die verdeutlichen, daß die verträumte Provinzuniversität Marburg hinsichtlich ihrer Gelehrten den Vergleich mit auswärtigen Hochschulen nicht zu scheuen brauchte, wenn auch die Engstirnigkeit der kurhessischen Regierung, insbesondere des Ministeriums Hassenpflug, den Aufschwung der Alma Mater Philippina hemmte. Das bekam auch der Mitbegründer der sogenannten kleindeutschen Schule der Geschichtswissenschaft, Heinrich von Sybel, zu spüren, der an der Seite des Märzministeriums Eberhard für Verfassungsreformen in Kurhessen eingetreten war und angesichts der verstärkten politischen Restriktionen Marburg 1856 wieder verließ. Wie Sybel waren auch seine Nachfolger Herrmann, Pauli und Noorden politische Historiker, die aus der historischen Schule des Altmeisters Ranke hervorgegangen waren. Für sie war Geschichte untrennbar mit den „Practischen Zuständen“ der Gesellschaft verknüpft. Alle wissenschaftliche Selbstreflexion mußte auf die Überprüfung des Nutzens für die Gegenwart ausgerichtet sein. Aus der engen Verflechtung von Geschichte und Politik ergab sich zwangsläufig eine Politisierung der Geschichtswissenschaft, die sich an den Belangen des Staates orientierte. Die Verpflichtung gegenüber der eigenen, d. h. der preußisch-deutschen Nation wird auch in der Beurteilung anderer Staaten wie England, Frankreich und Rußland deutlich, deren Geschichte nicht nach wissenschaftlichen Objektivitätskriterien erforscht, sondern vielmehr auf das Geschehen in Deutschland bezogen und ihm untergeordnet wurde. Das wird auch in dem in den Arbeiten Paulis, Noordens und Sybels postulierten Germanismus-Romanismus-Gegensatz deutlich, der die fortschrittlichen germanischen Nationen den rückständigen romanischen gegenüberstellte und von der positiven Wertung des Protestantismus bzw. der negativen des Katholizismus begleitet war. Maßgebend für das Politikverständnis dieser Historiker war die Interpretation des Staates als ursprüngliche Ordnung, notwendiger Zustand und Garant der Sittlichkeit, dem sich der einzelne unterzuordnen hatte.

Im folgenden wird die Entwicklung von Lehre und Studium der neueren Geschichte (dazu gehörte auch die Behandlung mittelalterlicher Themen) von 1845 bis 1870 an der Philipps-Universität skizziert. Neben einem allgemeinen Überblick über die damalige Lage der Marburger Universität, in der sich eine fühlbare Emanzipation der philosophischen Fakultät von theologischer und juristischer Dogmatik vollzog, wird die Tätigkeit der Lehrstuhlinhaber der Geschichtswissenschaft anhand ihrer Vorlesungen und Übungen sowie ihrer akademischen Wirksamkeit in Senat und Fakultät beleuchtet. Aufschlußreich ist hier, daß Sybel in den Jahren 1848 bis 1856 mehrmals über die Geschichte des Mittelalters und die Geschichte des europäischen Staatensystems las, wobei die Zahl der Zuhörer zwischen 4 und 9 schwankte. Am meisten Zulauf hatte seine Vorlesung über Geschichte seit 1740, die von 26 Studenten besucht wurde. Erstaunlich ist, daß der Rußlandhistoriker Herrmann, unter dem ein eigenes Historisches Seminar in Marburg eingerichtet wurde, niemals über Themen der osteuropäischen Geschichte las, sondern sich weitgehend an das traditionelle Vorlesungsangebot seines Vorgängers Sybel hielt. Während man heute Forschung und Lehre als untrennbare Einheit versteht, sah man damals darin durchaus unterschiedliche Begriffe.

Erst nach der Reichsgründung vollzog sich eine zunehmende Spezialisierung der Geschichtswissenschaft, die von der Neubelebung des Rankeschen Objektivitätsideals bestimmt war. Das zeigt sich im Wirken der nach Marburg berufenen Ordinarien Conrad Varrentrap, Max Lenz, Max Lehmann und Albert Naudé, deren bevorzugte Themen die Reformations- bzw. die neuere preußische und deutsche Geschichte waren. Daß die Geschichtswissenschaft im Verhältnis zu früher flexibler geworden war und sich zu einem Gegensatz von „traditioneller“ und „neuer kritischer“ Geschichtsauffassung fortentwickelte, zeigt sich an der berühmten

Kontroverse zwischen Lehmann und Naudé um Friedrich den Großen und den Ursprung des Siebenjährigen Krieges. Während nach Lehmann Friedrich im Zuge seiner Eroberungspolitik in Sachsen einrückte, sah Naudé in dem Vorgehen des Preußenkönigs eine Präventivmaßnahme gegenüber einem drohenden Angriff seitens der antipreußischen Koalition. Ein Vertreter der neuen kritischen Geschichtsauffassung war auch der 1904 zum außerordentlichen Professor in Marburg ernannte Hans Glagau, der die herkömmliche Beurteilung der Französischen Revolution in der traditionellen Geschichtsschreibung infrage stellte.

Großen Anteil am Aufschwung der in Marburg betriebenen Geschichtswissenschaft jener Zeit hatte der Hochschulreferent Friedrich Althoff, der die Berufung zahlreicher namhafter Historiker nach Marburg durchsetzte und für die Erweiterung des Historischen Seminars Mittel zur Verfügung stellte. Im Zuge der zunehmenden Spezialisierung der Geschichtswissenschaft wurde 1894 in Marburg das Seminar für Historische Hilfswissenschaften ins Leben gerufen, was im wesentlichen der Initiative des Privatdozenten Paul Kehr zu verdanken war. Dagegen scheiterten die Bemühungen Karl Wencks, der hessischen Landesgeschichte eine ähnliche Stellung zu verschaffen. Ihm widmete sich vor allem die 1897 begründete Historische Kommission für Kurhessen und Waldeck, die nach dem Vorbild der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde als eine unabhängige gelehrte Gesellschaft konzipiert war.

Das folgende Kapitel zeichnet die Entwicklung der Geschichtswissenschaft von 1918 bis 1930 nach. Hier wird sichtbar, daß auch nach Entstehung der Weimarer Republik die an den überkommenen Werten orientierte politische Geschichtswissenschaft weiterhin das Bild bestimmte. Die Professoren fanden sich in ihrer konservativen Haltung von dem überwiegenden Teil der Studentenschaft, der rechts von den Parteien der Weimarer Koalition stand, bestätigt. Die enge Bindung der damaligen Marburger Geschichtswissenschaft an die Tradition der wilhelminischen Zeit wird bei den Neuhistorikern Wilhelm Busch und Friedrich Wolters deutlich, deren Geschichtsbild von der historischen und nationalen Kontinuität Preußens und Deutschlands geprägt war. Gerade angesichts der deutschen Niederlage von 1918 galt es für sie, an diesem Kontinuitätsgedanken festzuhalten. Nur am Rande werden in der vorliegenden Studie die Auswirkungen der vom preußischen Kultusminister Becker betriebenen Hochschulreform auf die Universität Marburg berührt. Hier hätte man sich genauere Angaben über den Inhalt und Zweck dieser Reform gewünscht, die nur in Ansätzen zum Tragen kam. Bemerkenswert ist, daß die Spezialisierung der in Marburg betriebenen Geschichtswissenschaft in der Weimarer Zeit weitere Fortschritte machte, wofür die Errichtung eines Extraordinariats für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, die Zusammenarbeit von Staatsarchiv und Universität im Bereich der Archivkunde und Landesgeschichte und der Ausbau der historischen Hilfswissenschaften unter Brackmann und Stengel Beispiele sind. 1923 gelang es Stengel, gegen den erbitterten Widerstand seiner Fachkollegen unter Nutzung der neuartigen Verbindung von Mittelalterlicher Geschichte und Historischen Hilfswissenschaften die Trennung von Mittlerer und Neuerer Geschichte durchzusetzen. Unter seiner tatkräftigen Leitung nahm die Mittelalterliche Geschichte in der Folgezeit einen bedeutsamen Aufstieg, wozu der Ausbau zu einem wissenschaftlichen Institut maßgebend beitrug. Mit der endgültigen Trennung von Mittlerer und Neuerer Geschichte kam eine Entwicklung zum Abschluß, die sich bereits in Herrmanns Vorschlägen zu einer Spezialisierung der beiden Fachgebiete angedeutet hatte, in den 1890er Jahren weitere Befürworter fand und im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts zu einer faktischen Trennung von Mittlerer und Neuerer Geschichte fortgeschritten war.

Ein wichtiger Bestandteil des vorliegenden Buches sind die im Anhang zusammengestellten Statistiken und Übersichten, die den direkten Zugriff auf wesentliche Fakten gestatten. Der Leser findet hier die Namen und Amtszeiten der von 1802 bis 1930 in Marburg lehrenden Ordinarien, Extraordinarien und Privatdozenten der Mittleren und Neueren Geschichte, die Statuten des Historischen Seminars vom 25. 4. 1865, die in chronologischer Folge angeordneten Seminarthemen in der Zeit von 1865 bis 1929 und die im Fachgebiet Mittlere und Neuere Geschichte zwischen 1845 und 1930 angefertigten Dissertationen, von denen mehrere hessische Themen behandeln.

Von dieser Arbeit läßt sich mit Recht sagen, daß sie nicht nur unsere Kenntnisse über die Marburger Universitäts- und Seminargeschichte beträchtlich erweitert, sondern auch einen gewichtigen Beitrag zur allgemeinen deutschen Universitäts-, Kultur- und Wissenschaftsgeschichte darstellt. Hier werden Entwicklungsprozesse der Geschichtswissenschaft sichtbar gemacht, die keineswegs auf Marburg beschränkt waren, sondern an anderen Universitäten ihre Entsprechung fanden. Insofern hat die Autorin auf diesem Felde Pionierarbeit geleistet. Lediglich das Fehlen eines Personen- und Ortsregisters fällt etwas störend ins Gewicht, kann allerdings den Wert dieser Publikation für die Forschung nicht beeinträchtigen.

Stefan Hartmann

Dickel, Horst (Bearb.): Wider das Läster- und Lügenbüchlein des Agricola Phagus, genannt Georg Witzel. Antwort des Balthasar Raid, Pfarrer zu Hersfeld, mit einer Vorrede Luthers, Wittenberg 1533, Bad Hersfeld 1986, 111 S., 15 Abb.

Unter den Veröffentlichungen zur 1250-Jahrfeier der Stadt Bad Hersfeld fällt ein Bändchen auf, das den Lesern zur Lektüre empfohlen wird. Es beschäftigt sich mit der Reformationsgeschichte der Lullusstadt und behandelt zwei Bereiche. Eimal informiert es durch einen einleitenden Text aus der Feder des Bearbeiters über die reformatorischen Ereignisse in Hersfeld. Hier spielte der Lutherschüler Balthasar Raid eine hervorragende Rolle. Er führte die Auseinandersetzung mit den in der Stadt vertretenen Gruppen der Wiedertäufer, bestritt danach die literarische Auseinandersetzung mit Georg Witzel, einem der wichtigsten Vertreter des von Erasmus von Rotterdam beeinflussten Reformkatholizismus, und arbeitete schließlich das Programm zur Durchführung der Reformation in den Reichsabteien Fulda und Hersfeld aus.

Der folgende Teil des Bändchens behandelt die heute überwundene unterschiedliche Auffassung über die Rechtfertigungslehre Luthers. Gottes Gnade wird dem Menschen um Christi willen ohne sein Zutun geschenkt. Der Text der Streitschrift Raids gegen Witzels Auffassungen aus dem Jahre 1533 wurde im Original und in einer zeitgemäßen Übertragung abgedruckt. Die Reprintseiten aus der Wittenberger Ausgabe sind drucktechnisch sauber ausgeführt, gut übertragen und mit einem kurzen, sehr instruktiven Anmerkungsapparat versehen. Er erläutert unbekannte Begriffe und stellt im Text angesprochene historische Ereignisse näher vor.

Bei der Lektüre beeindruckt die gute, behutsam durchgeführte Textbearbeitung, die zahlreiche sprachliche Eigentümlichkeiten beibehalten hat und so das zeitgenössische Kolorit durchscheinen läßt.

Friedrich-Karl Baas

Körner, Hans: Die Familie von Hanstein auf dem Eichsfeld im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation. Witzenhausen: Werratalverein 1987, 2. überarb. Aufl., 28 S. (Schriften des Werratalvereins Witzenhausen, Heft 12).

Als ein Musterbeispiel erfolgreicher Öffentlichkeitsarbeit auch über die innerdeutschen Grenzen hinweg können die Bemühungen des Werratalvereins um die Burg Hanstein gelten. Die für ost- und westdeutsche Besucher gleichermaßen unerreichbar im absoluten Grenzsperrbezirk der DDR gelegene Burganlage war unmittelbar vom Verfall bedroht, als der Verein – verbunden mit eindringlichen Aufrufen zur Rettung des Werratal-Wahrzeichens – 1985 die erste Auflage von Körners familien- und religionsgeschichtlicher Darstellung als Heft 12 seiner Schriftenreihe vorlegte.

Die erste Auflage war schnell vergriffen. Zwar kann die Wirkung des kleinen Bandes neben den verschiedenen anderen Aktivitäten des rührigen Vereins nicht exakt präzisiert werden, sicher ist jedoch: „Seit 1985 werden, inzwischen auch über die Grenze vom Westen aus teilweise wahrnehmbar, von DDR-Behörden denkmalpflegerische Arbeiten am Hanstein durchgeführt“, wie der 1. Vorsitzende Artur F. Künzel stolz in seinem Vorwort zur 2., überarbeiteten Auflage feststellt. Und Huschke von Hanstein, Senior des Familienverbandes derer von Hanstein, schreibt fest: „Mit Hilfe des Werratalvereins Witzenhausen ist es gelungen, daß mit denkmalpflegerischen Arbeiten an der Burg Hanstein begonnen wurde.“

Möge diese religionsgeschichtlich wichtige, akribisch recherchierte kleine Schrift einen ähnlichen Verkaufserfolg ebenso verbuchen wie eine vergleichbare Wirkung über den Eisernen Vorhang hinweg erzielen und mit sicherstellen helfen, daß die alte Festung Besuchern aus beiden Teilen Deutschlands baldmöglichst wieder zugänglich wird.

Helmut Burmeister

Grab, Walter: Georg Büchner und die Revolution von 1848. Der Büchner-Essay von Wilhelm Schulz aus dem Jahre 1851. Text und Kommentar, Königstein/T. 1985 (Büchner-Studien, Bd. 1).

Im Mittelpunkt des vorliegenden Buches steht die von Wilhelm Friedrich Schulz verfaßte Besprechung der „Nachgelassenen Schriften“ von Georg Büchner, die dessen Bruder Ludwig Büchner 1850 herausgegeben hatte.

Walter Grab, der zu den bekanntesten Forschern des Vormärz zählt, entdeckte die bisher in der Büchner-Forschung nicht berücksichtigte Rezension in der von Adolph Kolatschek herausgegebenen „Deutschen Monatsschrift für Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben“ und macht sie in einer sorgfältigen Edition hier erstmals zugänglich.

In einem einleitenden Aufsatz stellt Grab die politische Biographie Schulz' und dessen politische Intentionen dar und gibt in einer kurzen Abhandlung über Kolatschek und dessen „Monatsschrift“ einen Einblick in die Schwierigkeiten, die eine demokratisch orientierte Zeitschrift, die sich als Diskussionsforum mit einem breiten Spektrum verstand, zu dieser Zeit besaß.

Im Anhang des Buches befindet sich der erstmals in kritischer Wiedergabe vorliegende chronologische Bericht Caroline Schulz' über Büchners Krankheit und Tod sowie ein Nekrolog von Schulz aus dem Jahre 1837.

Der Verfasser der Rezension, Schulz (1797–1860), Sohn eines Darmstädter Beamten, gehörte als radikaldemokratischer Publizist und Sozialtheoretiker zu den fortschrittlichsten Vertretern des deutschen Bürgertums. Sein demokratisches und sozialreformerisches Engagement ließen ihn an den Auseinandersetzungen von 1817–1819, 1830–1834 und 1848–1849 aktiv teilnehmen und Verfolgungen (zweimalige Verhaftung wegen seiner kritischen Schriften) und Exil (Straßburg und Zürich) auf sich nehmen. Als Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung setzte er sich für die Schaffung einer nur der Nationalversammlung unterstehenden Militärmacht ein, um die Durchsetzung der Beschlüsse der Versammlung zu garantieren. Die Ablehnung seines Antrags war für ihn ein Indiz, daß die Mehrheit der Nationalversammlung eine tiefgreifende soziale Veränderung nicht wollte, sondern bereit war, sich angesichts der Forderungen der Unterschichten mit den feudalen Kräften zu arrangieren.

Schulz' Text, in der „Monatsschrift“ unter der Rubrik „Kritiken“ erschienen, geht über eine Rezension von Büchners Werken hinaus. Schulz und Büchner verband seit ihrem Straßburger Exil eine enge Freundschaft. In Zürich, wo sie beide seit Herbst 1836 als Privatdozenten lehrten, lebten sie in einer gemeinsamen Wohnung.

Schulz nimmt die Veröffentlichung von Büchners Werk vor allem zum Anlaß, sich kritisch mit dem Scheitern der Revolution von 1848 und den Voraussetzungen für eine zweite revolutionäre Erhebung, mit der er rechnete, auseinanderzusetzen.

Er erörtert geschichts- und revolutionstheoretische Fragestellungen unter Bezug auf Büchners literarisches Werk und seine politischen, philosophischen und religiösen Ansichten. Damit wird die Rezension auch zu einem wichtigen Dokument des Diskussionsstandes innerhalb der demokratischen Opposition.

In vielen Fragen (materielle Voraussetzungen einer Revolution, das Verhältnis zwischen Volksmasse und gebildeter Avantgarde, Anwendung politischer Gewalt) stimmt Schulz den Analysen Büchners zu und hält dessen Einsichten in historische Prozesse für wegweisend. Zustimmend zitiert er Büchners Aussage, daß das *einzig revolutionäre Element in der Welt* das *Verhältnis zwischen Armen und Reichen* (S. 73) sei.

Schulz verdeckt Differenzen zu Büchner aber nicht: Im Gegensatz zu Büchners sozialrevolutionären Ideen blieb Schulz – trotz seiner Radikalisierung nach 1848 – reformerischen Vorstellungen verpflichtet. Er hielt an einer privatwirtschaftlichen Ordnung fest. Ein Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit schien ihm durch eine staatliche Sozialgesetzgebung möglich. Er forderte eine breite Volksbildung, ein Mitspracherecht der Arbeiter und ihre Beteiligung am Gewinn sowie eine Demokratisierung aller Lebensbereiche.

Den Kommunismus lehnte er – wie er in einem Beitrag zu der „Enzyklopädie der Staatswissenschaften“ von Rotteck und Welcker aus dem Jahre 1843 schrieb – ab, weil die Beseitigung des Privateigentums der Natur der Menschen widerspreche.

Die oft sehr detaillierten und informativen Erläuterungen stammen – soweit sie das Werk Büchners betreffen – von dem Marburger Germanisten Thomas Michael Mayer, dessen Arbeiten dazu beigetragen haben, daß das lange Zeit als philologisch gesichert geltende Werk Büchners erneut einer kritischen Prüfung unterzogen wurde.

Das vorliegende Buch ist nicht nur eine aufschlußreiche Lektüre für philologisch interessierte Büchner-Experten, sondern bietet darüber hinaus einen Einblick in die demokratische Bewegung Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die unterschiedlichen politischen Theorien und Strategien werden dabei in Ansätzen ebenso deutlich wie die bedrückenden Bedingungen, unter denen die demokratische Opposition in und vor allem außerhalb Deutschlands agieren mußte.

Individuelle Schicksale werden erkennbar: Schwanken zwischen Resignation aufgrund eigener Wirkungslosigkeit und Hoffnung auf Veränderung, Festhalten an demokratischen Überzeugungen oder opportunistische Anpassung.

Michael Schmitt

Außerhessische Themen/Varia

Schlichtherle, Helmut, und Wahlster, Barbara: Archäologie in Seen und Mooren. Den Pfahlbauten auf der Spur. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1986, 108 S. mit 203 zumeist farb. Abb., 39,- DM.

Es gibt kaum eine Wissenschaft, die so sehr auf breite öffentliche Unterstützung angewiesen ist, wie die Archäologie. Das vorliegende Buch ist bestens geeignet, archäologische Ziele, Methoden und Ergebnisse einer breiten Leserschicht zu vermitteln. H. Schlichtherle und B. Wahlster stellen knapp, aber präzise die Geschichte der Pfahlbauforschung dar – eine Geschichte mit vielen Irrtümern, von denen manche auch heute noch hier und da als Tatsachen vermittelt werden. Kernstück des Buches ist die Darstellung der bisherigen Ergebnisse des 1979 ins Leben gerufenen Projektes „Bodensee – Oberschwaben“ zur Erforschung der Pfahlbausiedlungen in Deutschland. Neben den allgemeinen archäologischen Techniken werden in verständlicher Weise die speziellen Methoden der Moor- und Unterwassergrabung erläutert. Daran anschließend wird der Versuch unternommen, das Leben der Pfahlbausiedler zu rekonstruieren. Dieser Teil, nahezu die Hälfte des Buches, ist eine ungeheuer spannende Auseinandersetzung mit dem archäologischen Fundmaterial. Man spürt die Begeisterung der Autoren, wenn sie die außerordentlich reichhaltigen Fähigkeiten der Menschen in Jungstein- und Bronzezeit vor den Augen des Lesers ausbreiten. Dabei bleiben sie weit von pseudo-wissenschaftlichen Schriften entfernt, halten sich eng an die Fakten und verweisen auf die unzähligen ungeklärten Fragen, Fragen, die aber nur anhand von weiteren Funden zu klären sind. So ist es nur konsequent, wenn sie auf die Gefahren hinweisen, die den archäologischen Denkmälern drohen.

Der Text wird durch eine umfangreiche, qualitätvolle und ausgewogene Illustration unterstützt.

Zur weiteren Information werden dem Leser die für die Pfahlbauforschung wichtigen Museen vorgestellt. Im Anhang findet sich ein Adressenverzeichnis dieser Einrichtungen sowie der Außenstellen des Landesamtes für Denkmalpflege Baden-Württemberg. Auch eine (ausreichende) Bibliographie fehlt nicht.

Seinem Hauptanliegen, die Methoden und Erkenntnisse der Pfahlbauforschung zu vermitteln und den Leser gleichzeitig für die Probleme der Archäologie zu sensibilisieren, wird das Buch vollständig gerecht.

Micha Röhring

Hoffmann, Gabriele: Versunkene Welten. Schiffe und Städte auf dem Meeresgrund. Die Archäologie unter Wasser. Bergisch Gladbach: Gustav Lübbe Verlag 1985, 384 S., 51 Photos, 2 Karten, gebunden, 42,- DM.

Dr. Gabriele Hoffmann, Geschichts- und Literaturwissenschaftlerin, preisgekrönte verteilte Autorin mit weitreichenden Themenschwerpunkten und – im Falle des hier angezeigten Bandes sicher besonders wichtig – Gattin des Konservators der Hansekogge im Deutschen Schiffahrtsmuseum in Bremerhaven, legt eine spannend geschriebene, dabei wissenschaftlich außerordentlich präzise Geschichte der Unterwasser-Archäologie vor. Anhand der langen Beispielskette von Zufalls-, Not- oder auch (rekonstruierten) Raubergungen über erste wissenschaftliche Bemühungen bis hin zu planmäßigen, alle Details der unter Wasser liegenden „Zeitkapseln“ erfassenden Grabungen bzw. Schiffshebungen zeigt die Autorin die Entwicklung dieser jungen Wissenschaft (erst!) in unserem Jahrhundert auf.

Es gelingt ihr dabei, deutlich zu machen, und das unterscheidet den materialreichen Band von den üblichen (natürlich: „sensationellen“) Schatzfundschilderungen z. B. der Tagespresse, aber auch sog. populärwissenschaftlicher Darstellungen, daß und inwieweit die nur allmähliche Verbesserung der Arbeitsmöglichkeiten unter Wasser und die Erfolge der Archäologen einander wechselseitig bedingen. Insoweit ist der Band auch eine Art eigene Technikgeschichte des Aufspürens, Tauchens, Bergens, Konservierens etc.

Mit der stetigen Verbesserung der gesamten notwendigen technischen Ausstattung kommt es zu beständig genaueren Forschungsergebnissen, was wiederum die Überzeugungskraft der

Wissenschaftler gegenüber Regierungen, Geldgebern oder ganz allgemein: der Öffentlichkeit stärkt.

Der vielschichtige Band läßt die Höhen und Tiefen der erst seit rund drei Jahrzehnten wirklich anerkannten Wissenschaft miterleben; er verdeutlicht die Notwendigkeit des staatlichen Schutzes für die ausgewiesenen Denkmale unter Wasser ebenso, wie er an Dutzenden von Beispielen den wissenschaftlichen Wert dieser einzigartigen Ensembles darzustellen vermag. Hier liegt, wer würde das leugnen, natürlich der besondere Wert des Bandes, dem es fast beiläufig gelingt, seinem Leser die Denkweise der Archäologen zu vermitteln, nach der der Befund meist wichtiger ist als der Fund, und nach der die einzelne, im Schlick bewahrte Ledersandale oder der Holzteller unverzichtbare Hinweise auf die Lebensumstände einer Zeit und unschätzbare als manches Goldstück sein können.

Sicher, auch von echten Schätzen ist vielfach die Rede – Gold, Edelsteine, Münzen, Bronzekanonen türmen sich in des Lesers Vorstellung von der Welt unter Wasser ohnedies schnell zu Bergen. Weit mehr aber zählt, daß die Leitfrage, was uns die aus dem Wasser geborgenen Schiffe/Gegenstände/Ensembles über ihre Entstehungszeit verraten, immer wieder eine sehr plastische Vorstellung der Lebenswelt und -umstände zumindest der Seefahrer und Reisenden jener Epochen entwickeln hilft. Die den verschiedenen Jahrhunderten entstammenden Schiffswracks und die vorsichtig vorgetragenen Analysen ihrer Befunde addieren sich unversehens zu einer Geschichte der Seefahrt vor dem Hintergrund der immer gespiegelten jeweiligen Welthistorie.

„Schiffe gehören genauso zu unserer Geschichte wie Kathedralen, alte Häuser und Paläste... Wenn es Schutz und Geld für Kirchen, Schlösser und Häuser gibt, muß es auch Schutz und Geld geben für Schiffe, Häfen und Siedlungen unter Wasser“ (S. 370).

Mit ihrem Wissenschafts- und Denkmalschutzplädoyer leistet Gabriele Hoffmann Vorzügliches. Einst las ich die in ein Wort gefaßte, kürzeste denkbare Rezension: „Einstampfen!"; heute bin ich versucht, mich an Interessierte zu wenden mit der doppelt so langen, gegenteiligen Empfehlung: „Unbedingt lesen!"

Helmut Burmeister

Filtzinger, Philipp, Planck, Dieter, und Cämmerer, Bernhard (Hrsg.): Die Römer in Baden-Württemberg. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1986, 3. völlig neu bearb. und erw. Aufl., 656 S., 457 Abb. im Text, 76 Tafeln (ISBN 3 8062 0287 7).

„Ein über weite Strecken völlig neues Buch“ (Klappentext) ist dieser längst als Standardwerk anzusprechende Band mit seiner dritten Auflage 1986 geworden. So wurden vor allem in dem grundlegend neugestalteten archäologischen Teil die wichtigen Grabungen und Forschungsergebnisse berücksichtigt, die seit der ersten Ausgabe vor zehn Jahren (1976) zu verzeichnen sind. 27 Autoren – Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes und der Landesmuseen Baden-Württembergs – bieten eine enzyklopädische Darstellung der provinzialrömischen Archäologie in dem südwestlichen Bundesland.

Der zweigeteilte Band enthält zunächst (S. 13–200) aus der Feder des Herausgebers Ph. Filtzinger eine Gesamtdarstellung der römischen Besetzungszeit, der ein Überblick über die Forschungsgeschichte in diesem Gebiet zwischen Oberrhein und Limes vorgeschaltet ist, Detailreich wird die militärische und politische Situation bis zum Untergang des weströmischen Reiches geschildert, anschaulich wird der Leser eingeführt in Straßen-, Lager- und Siedlungsbau; er wird umfassend informiert über Handwerk und (Zivil- und Militär-) Technik, über Handelsbeziehungen und wirtschaftliche Verflechtungen. Schließlich kann er sich vertraut machen mit der römischen Religion und ihren Wandlungen und Sonderformen in dieser Region. Besonders dieser Abschnitt ist – weil beispielhaft für exakte wissenschaftliche Arbeitsweise – lesenswert, denn es handelt sich dabei um eine primär auf archäologischem Gut basierende, selten genug durch lateinische Weiheinschriften abgesicherte, aber aus zahlreichen europaweit ansetzenden Vergleichen entwickelte Darstellung.

Der zweite, weit umfangreichere, archäologische Teil (S. 201–625) ist alphabetisch nach Grabungsstätten/Fundorten und Museen geordnet und bietet eine auf dem neuesten Stand der Kenntnis abgefaßte Übersicht über alle wichtigen Funde und sichtbaren (d. h. zumeist auch: besuchbaren) Bodendenkmäler, deren imponierenden Reichtum die Lagekarten in beiden Innendeckeln des Bandes mit ihren vielen römischen Siedlungen/Kastellen bereits ahnen lassen. Zahlreiche Plan- und Fundskizzen, Kartenausschnitte, Rekonstruktionszeichnungen, vor allem exzellente Grabungs- und Objektphotos veranschaulichen die Darstellung und machen in vielen Fällen das Verständnis z. B. eher abstrakter Schilderungen leicht. Absichernde Lite-

raturhinweise, bei den Museen neben den Öffnungszeiten auch alle anderen wissenswerten Angaben zur jeweiligen Institution, finden sich bei jedem Stichwort.

Der materialreiche Band ist zugleich Geschichtsbuch, Nachschlagewerk und aktuell-praktischer Führer zu den vorhandenen archäologischen Denkmälern unseres südwestlichen Nachbarbundeslandes. Das leicht handhabbare System der Querverweise, eine Zeittafel, ein Literaturverzeichnis und verschiedene Register machen den auch südhessische Bereiche mitberührenden Band zusätzlich wertvoll.

Helmut Burmeister

Planck, Dieter, und Beck, Willi: Der Limes in Süddeutschland. Limeswanderweg Main – Rems – Wörnitz. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1987, 2. völlig neu bearb. Aufl., 156 S. mit 134 Abb., davon 12 Farbtafeln, und herausnehmbarer doppelseitiger Wanderkarte; Pappband 39,- DM (ISBN 3 8062 0496 9).

Der auf archäologische Publikationen spezialisierte Konrad Theiss Verlag legt in zweiter, völlig neu bearbeiteter und ergänzter Auflage sein Limes-Wanderbuch vor, das am römischen Grenzwall entlang in 12 Tagesetappen von Miltenberg im Norden über Jagsthausen und Schwäbisch Gmünd nach Wilburgstetten führt. Dieser 6. Band der Reihe „Hauptwanderwege“ des Schwäbischen Albvereins ist jedoch mehr als eine Art Kommentar zur Wanderkarte (diese liegt in vorzüglicher Ausstattung bei!); er gestaltet vielmehr jede Etappe zu einer unmittelbaren Begegnung mit den geologischen Besonderheiten, topographischen Schönheiten und historischen Bedingungen der durchwanderten Landschaft und bietet eine Fülle von Detailinformationen außer zum jeweils aktuellen Limesverlauf auch zu den einzelnen provinzialrömischen Relikten, zu Funden und Befunden und zu den ausstellenden Museen. Bestechend ist die durch Geländeschnitte und Planskizzen unterstützte, stunden- und metergenaue Wegbeschreibung, die das Auffinden der Geländedenkmale leicht macht. Der durch ausgezeichnete Grabungs-, Rekonstruktions- und Objektphotos (z. T. farbig; einige neu und sensationell) illustrierte Wanderführer („Bildband“) aus der Feder Dr. Willi Becks wird eingeleitet durch eine umfassende Darstellung zur römischen Geschichte und darin zur Baugeschichte des Limes, für die Dr. Dieter Planck, Landeskonservator beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, verantwortlich zeichnet.

Dieser Band wird in der Hand jedes Interessierten zum fesselnden Geschichtsbuch und zum anregenden Planungshelfer bei der privaten Erforschung dieses größten deutschen Bodendenkmals in seinem baden-württembergischen Teilbereich.

Helmut Burmeister

Leise, Wilhelm: Wo Arminius die Römer schlug. Münster: Aschendorff 1986, 248 S.

Fast wie ein Kriminalroman liest sich das Buch von Wilhelm Leise, der mit seinem bereits in 2. und 3. Auflage vorliegenden Werk den erneuten Versuch unternimmt, das alte Rätsel zu lösen, wo denn eigentlich die römischen Legionen unter Varus im Jahre 9 n. Chr. in einer nur dreitägigen Schlacht ihren Untergang gefunden haben. Obwohl sich mit dieser einmaligen Katastrophe des römischen Berufsheeres durch die unter Arminius vereinigten Germanenstämme seither schon viele Forscher beschäftigt haben, es also an Theorien des Warum und Wieso hierüber nicht mangelt, waren deren Ergebnisse bisher doch insofern stets unbefriedigend, als keine von ihnen schlüssig zum eigentlichen Schlachtort führte. Er blieb im Dunkel der Geschichte verborgen.

Leise versucht nun einen ganz neuen Ansatz. Er ließ sich bei seinen Forschungen nicht allein von den bekannten Berichten der römischen Schriftsteller über die Schlacht leiten, er befragte auch nicht nur die archäologischen Funde aus der Römerzeit, sondern er benutzte für seine so entwickelte Theorie darüber hinaus noch verschiedene andere Wissenschaften wie die Landeskunde, die Flurnamenforschung, die Topographie und Geologie. Dazu beschäftigte er sich gründlich mit dem Verkehrswesen der Zeit, um nur einige der Hilfswissenschaften zu nennen, die er mit Gewinn für sein Thema heranzog.

Wie aber kam der Verfasser dazu, sich einer so schwierigen Aufgabe zu widmen, zumal er von seinem früheren Beruf her kein sogenannter Fachmann hierfür war? Er selber schreibt über die Motive, die ihn dazu brachten, seine Überlegungen über den Verlauf der Varusschlacht einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen, er habe sich schon als junger Mensch darüber gewundert, daß der Ort dieser Schlacht angeblich nicht mehr festzustellen sei. Beim Sich-

wundern blieb es nicht. Bücher regten an, und Erfahrungen persönlicher Art kamen dazu. Während des Rußlandfeldzuges z. B. erhielt Leise mit seiner bespannten Kompanie grundlegende Einsichten in die Marschmöglichkeiten einer Truppe in schwach erschlossenen Gebieten – ein wichtiger Gesichtspunkt bei der Beurteilung der Frage, wo denn der Kampf der Legionäre stattgefunden haben könnte.

Als Ergebnis seiner Erfahrungen und vielfältigen Überlegungen legt er nun dar, daß seiner Meinung nach nur Wege auf Wasserscheiden zum Ort der Varusschlacht führen können (so auch der Untertitel des Buches). Zu diesem Ergebnis kommt er, weil in alter Zeit der Verkehr zu Lande und hier vor allem im bergigen Gelände nur auf den Höhenstraßen möglich war und diese wieder weitgehend den Wasserscheiden folgten. Der Ort der Varusschlacht ist deshalb Leises Überlegungen nach im Flußgebiet der Möhne und nicht im Teutoburger Wald zu suchen.

Es ist durchaus reizvoll und spannend zu lesen, wie diese Auffassung begründet wird. Nichts ist dabei vergessen. Ob es sich um die Auseinandersetzung mit den bisher vorgelegten Thesen anderer Forscher handelt oder um Ergebnisse der Archäologen, die besonders dann wichtig sind, wenn man wissen will, wo denn überhaupt in dieser Gegend Spuren der Römer zu finden sind; ob die Struktur des Geländes betrachtet wird, das alte Wegesystem, die überlieferten Flurnamen oder die Frage, von wo aus Varus seinen Marsch angetreten hat: Mosaikstein um Mosaikstein setzt der Verfasser wie bei einem Puzzlespiel seine Feststellungen, Beobachtungen oder auch bloße Vermutungen zusammen und vergleicht sie mit der schriftlichen Überlieferung aus der Antike. So entsteht ein Bild der Varusschlacht, das viel für sich hat und nach Leises Überzeugung – von Einzelheiten abgesehen – sicher dem tatsächlichen Schlachtverlauf sehr nahe kommt.

Unterstützt wird der klar gegliederte Text des Buches noch durch überaus zahlreiche Abbildungen, die teilweise das geschriebene Wort an Ort und Stelle eindringlich zu untermauern suchen, teilweise aber auch in einem gesonderten Bildanhang zusammengefaßt sind. Insgesamt handelt es sich dabei um nicht weniger als 83 Strichzeichnungen, Lagepläne, Wegekarten, Photos u. a. mehr, die sämtlich der Beweisführung der vorgetragenen Ansichten dienen. Eine farbig gedruckte Höhenschichtenkarte veranschaulicht auch für den des Landes unkundigen Leser den Ort des Geschehens, so daß man sich von Leises Thesen gerne führen läßt. Er selbst stellt bescheiden fest, daß seine Interpretationen „hiermit der Wissenschaft zur Überprüfung vorgestellt werden“ (S. 194). Wie auch immer deren Urteil ausfällt: Es lohnt sich, den Gedanken des Verfassers nachzugehen.

Waldemar Zillinger

Junghans, Siegfried: Sueben – Alemannen und Rom. Die Anfänge der schwäbisch-alemannischen Geschichte. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1986, 253 S., 20 Abb., Kunstleinen 34,-DM.

Dieses Buch widerlegt das Vorurteil, daß Geschichtsschreibung sich notwendig in trockenen Faktensammlungen niederschlagen muß, während die anschauliche Geschichtserzählung unwissenschaftlich, weil unterhaltend ist. Der Verfasser, Prof. Dr. Junghans, war von 1948 bis 1978 am Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart tätig, seit 1967 als dessen Direktor; er ist als Wissenschaftler hinreichend ausgewiesen. Seine Geschichte der Sueben und Alemannen, die vom 1. Jahrhundert v. Ch. bis zur germanischen Völkerwanderung im 5. Jahrhundert n. Ch. reicht, ist lebhaft und unterhaltend geschrieben und doch wissenschaftlich fundiert. „Geschichte wird zunächst begreifbar an Erscheinung und Erleben des einzelnen Menschen“ (S. 10). Diesem Motto wird Junghans gerecht, indem er nicht nur die antiken Schriftsteller heranzieht, sondern deren Aussagen dort, wo dies möglich und angebracht ist, durch archäologische Befunde ergänzt bzw. überprüft. Neben der „großen Politik“ – der sich durch die Jahrhunderte hinziehenden Konfrontation der schwäbischen und alemannischen Stämme mit dem römischen Imperium – wird auch das Alltagsleben der Germanen und Römer dargestellt. Neben den großen Persönlichkeiten beider Seiten, die nicht nur in ihren Heldentaten, sondern auch in ihren Lebensgewohnheiten geschildert werden, werden auch die Schriftsteller sichtbar, die uns dies überliefert haben. Der anschaulich geschriebene Text wird durch 20 schwarz-weiße Abbildungen ergänzt, deren Legenden jedoch bedauerlicherweise in den Anhang des Buches verbannt wurden, so daß häufiges Blättern nötig ist. Dasselbe ist leider auch von den kapitelweise durchnumerierten Anmerkungen festzustellen.

Der Anhang des Buches enthält außerdem Literatur- und Quellenhinweise, ein Register und eine ausführliche Zeittafel zur schwäbisch-alemannischen Geschichte. Ein empfehlenswertes Buch, das gleichzeitig sowohl zur Unterhaltung wie zur Unterrichtung gelesen wird.

Gerd Sattler

Menghin, Wilfried: Die Langobarden. Archäologie und Geschichte. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1985, 260 S., 236 Abb., 68,— DM.

Dem Verlauf der Langobardengeschichte des Paulus Diaconus folgend, unternimmt Wilfried Menghin den Versuch, historische Überlieferung und archäologische Befunde einander gegenüberzustellen, um so ein geschlossenes Bild der langobardischen Geschichte zu erhalten. Er beginnt seine Darstellung mit einer kurzen Biographie seines Historiographen Paulus Diaconus, um dann auf die Geschichte der Langobarden überzuleiten. Diese unterteilt er in die vier Abschnitte Vorzeit und Wanderung, das Reich an der Donau, die Langobarden in Italien sowie Spätzeit und Ende. Es gelingt ihm, zwischen Historiographie und Archäologie wechselnd, ein sachliches aber dennoch farbiges und spannend zu lesendes Bild eines Volkes, das für die Geschichte des Frühmittelalters von besonderer Bedeutung ist, zu entwerfen.

Für den, der hier zum ersten Mal eine archäologische Darstellung in die Hand bekommt, mag die Beschreibung der Grabinventare schrecklich nüchtern erscheinen. Sie bilden aber einen wesentlichen Teil des Gesamtbildes, und es ist wohlthuend zu vermerken, daß der Autor nicht in irgendwelche obskuren Symboldeutungen verfällt, wie dies bei Schriften, die für ein breiteres Publikum angelegt sind, leider häufig der Fall ist.

Viel wertvoller als alle Spekulationen sind die zahlreichen Abbildungen und Farbtafeln, die den Text außerordentlich wirkungsvoll illustrieren. Zu kritisieren ist hier aber, daß die Bilder keinen Eindruck der Originalgröße der abgebildeten Gegenstände vermitteln. Dies müßte auch ohne allzugroße Beeinträchtigung der Bildqualität möglich sein. Anmerkungsapparat und Literaturverzeichnis entsprechen dem hohen Niveau des Buches.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß hier eine für Laien und Fachleute gleichermaßen interessante Zusammenstellung des Forschungsstandes zur Geschichte der Langobarden vorliegt, wobei es Wilfried Menghin auch nicht unterläßt, auf die großen Lücken, die vor allem im Bereich der archäologischen Forschung noch existieren, hinzuweisen. *Micha Röhring*

Heinsius, Paul: Das Schiff der hansischen Frühzeit. Köln/Wien: Böhlau Verlag 1986, 2. verb. Aufl., 292 S., 16 Tafeln (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, NF Bd. XII) 58,— DM.

Mit den Erfolgen der Unterwasser-Archäologie ist das Interesse gewachsen für jene Materialien und Befunde, die wegen ihrer besonderen Aussagefähigkeit über vergangene Zeiten und Kulturen in den letzten Jahrzehnten verstärkt in unser Bewußtsein rückten. So ist es z. B. gerade vor dem Hintergrund der durch entsprechende Funde erweiterten Kenntnis der Schifffahrt des frühen und hohen Mittelalters verdienstvoll, das Standardwerk von Paul Heinsius 30 Jahre nach der ersten Publikation in einer zweiten, verbesserten Auflage neu herauszugeben.

Zwar mußte Heinsius damals noch bedauernd feststellen: „Ein einwandfrei hansisches Schiff ist uns leider nicht erhalten geblieben“, seine Interpretation der archivalischen Quellen u. a. (schriftliche Unterlagen, Siegelabbildungen, Schiffe als Gemäldesujets etc.), der Bauzeichnungen, der alten Modelle, auch der erhaltenen verwandten Schiffstypen und sogar der Seemannssprache (Sprache als Kulturmuseum – eine immer wieder auf verblüffende Weise bestätigte Erkenntnis!) leistet Vorzügliches. Heinsius geht ein auf den Schiffstyp des Koggen (für ihn damals auf der Grundlage alter Quellen noch maskulin), stellt Leistungs- und Ladefähigkeit heraus und geht akribisch genau auf Schiffsbau und Takelage in allen typbestimmenden Einzelheiten ein. Das nächste Großkapitel widmet sich der seemännischen Handhabung dieses Schiffstyps (Segeleigenschaften, Navigation, Schiffswartung und Transportgutpflege) und leitet – nach einem Vergleich mit anderen kleinen und großen Kauffahrteischiffen der frühen Hansezeit – über zu der Frage nach der Besatzung, ihrer Qualifikation und ihrem Dienst an Bord.

Ein vorangestelltes Literaturverzeichnis mit 662 (!) Titeln (zuzüglich weitere ca. 80 Titel als aktualisierte Ergänzung und unter dem Nachwort) ist zugleich Absicherung dieser wahrhaft enzyklopädischen Darstellung und deren Weiterführung; ein umfangreiches Sachregister und ein Bildtafelteil ergänzen dieses unverzichtbare Nachschlagewerk.

Sicher – die Forschung ist in Einzelfragen weitergegangen, und manche kleine Entdeckung ist hinzugekommen (so das vermutlich älteste erhaltene Schiffsmodell oder weitere Abbildungen); die Berichte der „Hansischen Umschau“ legen regelmäßig Zeugnis davon ab. So hat vor

allem der 1962 durch einen Schneidkopfbagger entdeckte, aufgrund der Heinsius-Dissertation von Experten sofort richtig bestimmte und schließlich von Heinsius selbst als Schiff des 13.-14. Jahrhunderts bestätigte Koggen wesentliche weitere Detailkenntnisse erbracht. Das für das Deutsche Schiffahrtsmuseum Bremerhaven restaurierte Schiff – im modernen Sprachgebrauch „die Kogge“ und das erste, das „einwandfrei als hansisch anzusprechen ist“ – hat aber, so Heinsius in seinem Nachwort, trotz mancher abweichender Details „weitgehend“ die Arbeitsergebnisse der Dissertation „bestätigt“. Dies allein ist Grund genug, dem Verlag für die bearbeitete Neuausgabe dieser hervorragenden Monographie zu danken. *Helmut Burmeister*

Pagel, Karl: Die Hanse. Neu bearbeitet von Friedrich Naab. Braunschweig: Westermann 1983; 256 S., Efalineinband, zahlreiche meist farb. Abb.

Der Verlag Westermann schreibt seinen aufwendig illustrierten Band „Die Hanse“ im Umschlagtitel und Klappentext immer noch Karl Pagel zu und läßt einen unachtsamen Käufer zunächst in dem Glauben, das bekannte Standardwerk von 1941 (4. Aufl. 1965) erworben zu haben. Der Innentitel verrät jedoch, daß Friedrich Naab den Band „neu bearbeitet“ hat. Das Vorwort umreißt dann die erfolgten Eingriffe: Naab „hat den Text gestrafft und neu gegliedert sowie einige Akzente der jüngeren Forschung eingefügt“ (S. 7). M. a. W.: Es liegt eine in Konzeption und Gestalt völlig neue Fassung vor. Es mag durchaus, muß aber nicht sein, daß der Text jetzt leichter lesbar, der Zusammenhang besser begreifbar, die Bedeutung der Hanse sicherer zu vermitteln ist – das Buch ist nicht mehr das Original. Diesem hätte Naab leicht einige Kapitel hinzufügen können, um die aktuellen Forschungsergebnisse der Unterwasser-Archäologie z. B. – man denke an die Bremer Hansekogge – oder die Diskussion über die Hansekunst zu referieren; auch wissenschaftlich exakt bezeichnete Eingriffe wären vertretbar gewesen – ein Text jedoch, der die fremde mit der eigenen Leistung ohne Kenntlichmachung vermischt, hinterläßt einen faden Nachgeschmack. Dies gilt auch (und besonders) dann, wenn als potentieller Käufer nicht der mit den hier aufgeführten Ergebnissen wissenschaftlich arbeitende Fachmann, sondern der interessierte Laie im Blick ist, der eine möglichst umfassende Darstellung des Themas erwartet.

Sieht man von diesem – allerdings zentral gewichtigen – Einwand ab, so bleibt ein interessant geschriebenes Buch über diese international arbeitende Kaufmannschaft, deren politischer und wirtschaftlicher Aufstieg unter vielen wichtigen Aspekten (Landnahme und Kriege, Bündnisse, Organisation, Kontore, Handel, Schiffahrt, Stadtkultur) ebenso nachgezeichnet wird wie der endgültige Untergang am Ende des 30jährigen Krieges.

Was dieses Buch jedoch über alle Maßen wertvoll macht, ist seine reiche Ausstattung mit (vor allem: Farb-) Abbildungen, die weit mehr sind als bloße Textillustrationen. Die z. T. archivalischen Bildbelege z. B. verlorener Hansearchitektur, die Urkunden, Wappen, Siegel, Münzen, Städteansichten, Alltagsobjekte, Interieurs und vor allem die vielfältigen Kunstwerke, die die Hanse-Geschichte auf so vielerlei Weise einfangen, ergänzen sich zu einer eindrucksvollen Bildfolge, die gesondert zu betrachten und zu interpretieren ist.

Eine knappe Auswahlbibliographie und ein Register beschließen den trotz des o. a. Einwandes attraktiven Band. *Helmut Burmeister*

Zaske, Nikolaus und Rosemarie: Kunst in den Hansestädten. Köln, Wien: Böhlau Verlag 1986. 244 S., 150 Photos, zahlreiche Abb. u. Skizzen; umfangreicher Anhang; Leinen, 88,- DM.

Der Titel „Kunst in den Hansestädten“ drückt nur bedingt aus, worum es in dem vorliegenden Band eigentlich geht. Hier soll keineswegs aufgezeigt werden, welchen Reichtum die Hansekaufleute in ihren Städten angesammelt hatten. Vielmehr soll – durchaus ambitioniert – eine typisch hansische Stilprägung dargestellt werden, die es erlaubt, gegen alle bisherigen Überzeugungen von einer „hansischen Kunst“ zu sprechen.

Diese These von der eigenständigen Kunst der Hanse ist dabei heftig umstritten, handelt es sich doch bei der Hanse zunächst um ein reines Wirtschaftsbündnis west- und nordeuropäischer Städte. Diese kaufmännische Gesellschaft habe sich, so sagen die Gegner dieser Hansekunst-These, nicht um kulturelle Tätigkeiten bemüht, das Bürgertum habe allenfalls eine Mäzenatenrolle gespielt.

Den Autoren des vorliegenden Bandes geht es jedoch vielmehr darum aufzuzeigen, daß eine in den neuen Städten führende Hansekaufmannschaft die bürgerliche Bewegung durch ihre wirtschaftliche Stärke und politische Macht im nordeuropäischen Kulturraum vorangetrieben und in der geförderten Kunst eine Definitionsmöglichkeit des eigenen Weltgefühls gesehen hat.

„Hansekunst“ – das ist nach Darstellung der Autoren ein „Sekundärstil“. Der bürgerliche „hansische“ Geist habe die Auswahl der Kunst mitbestimmt, habe entschieden, welche traditionellen Kunstströmungen konsumiert, welche neuen aufgenommen wurden. Hansekunst sei damit zwar keine neue eigene Stilform, unabhängig vom Epochenstil und von regionaler Prägung, allerdings bedeute sie doch auch eine bewußte Auseinandersetzung mit diesen und sei damit dank der im gesamten Hansebereich beobachtbaren Gleichartigkeit der Einschätzung eine klar festlegbare Kunstvorstellung, ein „Sekundärstil“ eben.

Ein reiches Belegmaterial gilt es bei einer solchen Untersuchung zu überschauen, um einen einheitlichen Wesenszug herausfiltern zu können – sowohl räumlich als auch zeitlich. Nach Ansicht der Autoren sind die hansischen Wesensmerkmale am eindeutigsten im Kirchen- und Profanbau nachzuweisen. Die Darstellung der hansischen Architektur bildet deshalb – neben zahlreichen Beispielen aus der Plastik und der Malerei – den überwiegenden Teil des Bandes. Durch die Vielzahl der schwarz-weißen und farbigen Bildbeigaben überzeugt diese detaillierte Ausführung durchaus; es werden Kriterien zur Bestimmung dieses Sekundärstils erarbeitet. Der Aufbau des Bandes ist dabei klar und überschaubar. Nach einem geschichtlichen Überblick folgt der Nachweis der These anhand von Beispielen aus Architektur und Bildender Kunst.

So lebendig und eindrucksvoll die Photos der Kunstwerke auch sind, so schwerfällig ist mitunter die Sprache, die sie beschreibt und erläutert. Stilistische Schwankungen zwischen ornamental, ja pathetisch und nominal wirken ganz „unhansisch“.

Die Darstellung erfordert die Kenntnisse eines Kunstinteressierten, da z. B. wichtige Begriffe der Architektur weder im Text noch in den beigefügten Skizzen erläutert werden.

Und noch ein Einwand gilt: Wenn soziale, politische und wirtschaftliche Hintergründe in eine Kunstbetrachtung einbezogen werden, so hat das durchaus unverkennbare Vorteile. Sie machen die Darstellung lebendiger und gestalten sie vielschichtiger. Bei den in der DDR beheimateten Autoren Nikolaus und Rosemarie Zaska besteht jedoch die Gefahr, daß der ausschließlich sozialgeschichtliche Ansatz zum Korsett wird. Indem sie ein bestimmtes soziales Milieu monokausal zur Voraussetzung einer Stilentwicklung erklären und den „hansischen“, „bürgerlichen“ Stil nur in seinem Gegensatz zum höfischen begreifen, gehen sie von einer ideologischen (heißt: nicht mehr wissenschaftlich objektiven) Grundposition aus. Sie bieten diese Anschauung zudem nicht als Ergebnis ihrer Auswertung, sondern stellen sie auf den ersten Seiten voran. Das aber läßt die Absicht vermuten, den Leser von vornherein für das eigene Erklärungsmodell vereinnahmen zu wollen.

Empfehlenswert bleibt der Band wegen seines enormen Materialreichtums und der diskussionswürdigen Arbeitshypothese.

Katalin Jäger

Knebel, Hajo (Hrsg.): Schlesien. Bildband der Heimat. Würzburg: Weidlich 1986, 460 S., 529 Schwarz-weiß-Abb., 45 Farbabb., Efallin mit farbigem Schutzumschlag, 98,- DM (ISBN 3 8035 1243 3).

Mit dem hier angezeigten Band erweitert der auf landeskundliche Darstellungen spezialisierte Verlag Weidlich sein ohnehin umfangreiches Schlesien-Programm (24 Titel lt. Verzeichnis 1986/87) um eine wichtige Ausgabe.

Die Darstellung ergänzt die vielseitige Reihe um den Versuch, eine topographisch und historisch akzentuierende Landeskunde vorzulegen, deren wichtigstes Kennzeichen einerseits die Vielheit der angesprochenen Aspekte und andererseits das oft sehr breite Nebeneinanderangebot verschiedener Quellen und ihrer Sichtweisen, Deutungen, Erinnerungen usw. ist. Recht geschickt konzipiert Hajo Knebel sein umfangreiches Material unter sieben unterschiedlich gewichtigen, den regionalen Einheiten des alten Schlesien angepaßten Großkapiteln (Riesen- und Isergebirge, Grafschaft Glatz, Breslau usw.). Zitate aus der reich verwendeten Sekundärliteratur machen einen erheblichen Teil des 460 Seiten starken Bandes aus (davon abzuziehen 240 Bildtafeln; es verbleiben 220 Textseiten). Die Benennung Hajo Knebels als „Herausgeber“ im Titel des Bandes ist hinsichtlich der Leistung dieses Schlesien-Fachmannes ebenso untertreibend wie die Selbstbeschreibung als „Autor“ in der Schlußzeile des Buches eine Überbewertung der Bearbeitung des gesamten Materials ist.

Richtig ist es dabei, daß diese Schlesiendarstellung im Spannungsfeld akribisch recherchierter Einzeldaten sowie der Wiedergabe vorgefundener Quellen einerseits und erzählerischer Verknüpfungsstrukturen und persönlicher Bewertungen andererseits existiert – nicht zu ihrem Schaden, wie man nach der Lektüre gestehen muß. Selbst statistische Materialien, Auflistungen von Personenstandsdaten oder historische Ereignisketten u. v. a. m. bleiben so „lesbar“. Knebel leistet Hervorragendes in der Dosierung der gegebenen Informationen zu einem Gegenstand und in der Art ihrer Vermittlung. Freundlicher Plauderton steht versöhnt neben wissenschaftlicher Kürze und Exaktheit.

Und noch etwas verdient der Erwähnung. Der sehr nostalgische, fast peinlich emotionale Klappentext, der dem Interessierten verspricht, das alte Schlesien lebe fort, wie dieses *Buch, aus Heimweh geschrieben*, bewaise, verschweigt den wichtigsten Teil der Wahrheit. Hajo Knebel, angesichts seiner schlesischen Herkunft und seines heimatorientierten Schriftstellertums sicherlich nicht frei von Sehnsucht nach dem Verlorenen, gestaltet diesen Band, der moderne Entwicklungen nach 1945 keineswegs ausspart, zu einer überzeugend objektiven Darstellung seines Gegenstandes. Zwar stehen das alte, das damalige Schlesien und seine vorwiegend deutsche Bevölkerung in Wort und Abbildung deutlich im Vordergrund; die Länge der behandelten historischen Zeitspanne legitimiert dabei diese Gewichtung durchaus. Wo Knebel Entwicklungen in dem heute polnischen Landesteil beschreibt, vermeidet er – weil es möglicherweise mißverständlich wäre – Bewertungen selbst dort, wo mancher „Berufsschlesier“ vielleicht nicht völlig zu Unrecht auf vergleichsweise negative Bilanzen der polnischen Zeit hinweisen kann (z. B. bei der Wirtschaft, der Landwirtschaft).

In deutlichem Gegensatz zum Klappentext notiert Knebel seinen Landsleuten z. B. ins Stammbuch: *Nein, Wroclaw ist nicht mehr Breslau; und ehemalige Breslauer können, so sehr das schmerzt und so weh das tut, nur mehr Gäste und Besucher dieser Stadt sein* (S. 168). Durchaus wohltuend distanziert sich Knebel von *dem alten hirnrissigen Aberglauben von Blut-, Boden-, Rasse-Ideologien* (S. 130), um an anderer Stelle seiner Heimatlandschaft das Kompliment umfassender Prägung *aller* dort lebenden Menschen zu machen, so daß, *in welcher Sprache auch immer, von einer gesamtschlesischen Gemeinschaft über die Sprach-, Völker- und politischen Grenzen hinweg zu reden ist* (S. 64).

Der S. 165 zitierte Jugendliche aus der Bundesrepublik, der Breslau nicht einmal vom Namen her kennt, weil er *keen Bock auf so olle Kamellen hat*, ist das traurige Ergebnis einer Erziehung und Bildung, der es in der Nachkriegszeit an jeder Unbefangenheit gegenüber der deutschen Geschichte in Osteuropa mangelte. Man hat inzwischen jahrzehntelang mögliche Mißverständlichkeit durch simple Auslassung des Gegenstandes vermieden. (Daß der zitierte Jugendliche beileibe kein Einzelfall ist, will ich als Oberstufen-Deutschlehrer, der den Schülern die Heimat von Gryphius, Eichendorff, Hauptmann, Klepper u. a. nahezubringen sucht, betrübt bestätigen.) Knebels sehr objektives Buch kann für Schlesien so etwas wie der Anfang einer Neubesinnung sein.

Gemessen an diesem umfangreichen Werk fallen sicher manche kritischen Einwände (die Behandlung archäologischer, stammeskundlicher und etymologischer Fragen befriedigt nicht immer) und formale Hinweise kaum ins Gewicht (zu dunkle Abbildungen im Text mit Verlusten bei den Details; unsystematische bzw. fehlende Paginierung der Bildtafeln; große Uneinheitlichkeit der Abbildungslegenden; verschiedene Behandlung von Vor- und Eigennamen usf.). Diese Mängel können in einer zweiten Auflage leicht vermieden werden.

Dringend bedarf das Register einer ergänzenden Überarbeitung, denn der faktenreiche Text ist dadurch nur sehr bedingt erschlossen. Völlig unakzeptabel allerdings ist das sog. Literaturverzeichnis (S. 7 ff., 102 Nennungen), das nur einen Bruchteil der tatsächlich für die Texterarbeitung verwendeten, z. T. dort breit zitierten Quellen nennt. Mit so viel Radikalität und argumentativer Oberflächlichkeit hat selten ein „Herausgeber“ seine Leser von der doch an sich erwünschten weiteren Auseinandersetzung mit dem Stoff weitgehend ausgeschlossen: *Um der Lesbarkeit des Textes willen ist auf den ursprünglich vorgesehenen und eigentlich erforderlichen genauen Quellen- und Zitatennachweis und auf Anmerkungen verzichtet worden: Das Buch soll ein schlesisches Volks- und Lesebuch sein. Das Literaturverzeichnis möge als kleiner Ersatz für den fehlenden Anmerkungsapparat und als bescheidene Hilfe verstanden werden.* Kein Zweifel, wer z. B. trotz seiner Ausflüge in Etymologie und Mundartliteratur das umfassende „Schlesische Wörterbuch“ des Sprachwissenschaftlers Walther Mitzka ausläßt, aber keines der sechs eigenen Werke (Roman inklusive) in dieser Auswahlbibliographie über Schlesien vergißt, der macht sich verdächtig.

Diesen Einwänden zum Trotz: ein sehr empfehlenswerter Text-Bild-Band.

Helmut Burmeister

Mürmann, Franz (Hrsg.): Die Stadt Warburg. Beiträge zur Geschichte einer Stadt 1036–1986. Bde. I. II. S. 395 bzw. 492. Warburg: Hermann Hermes Verlag, 1986. Zahlreiche Abb. im Text, Photos, Graphiken, Skizzen, 1 Karte. Ln. 98,— DM.

Die beiden von Franz Mürmann im Auftrage der Stadt Warburg herausgegebenen Bände aus Anlaß des Stadtjubiläums im Jahre 1986 wollen ausdrücklich nicht als Stadtgeschichte verstanden sein, sondern als „Beiträge zur Geschichte einer Stadt“. Nicht weniger als 27 Autoren sind tätig gewesen. Quellenverzeichnisse, Urkundennachweise und die Literatur sind den einzelnen Beiträgen angehängt, soweit das nötig zu sein schien.

Der Schwerpunkt der stadtgeschichtlichen Untersuchungen liegt ohne Frage in Band I. Hier wird zunächst die *Magna Charta* oder *de grote Breff* aus dem Jahre 1436 wiedergegeben, worin die Vereinigung von Alt- und Neustadt Warburg endgültig vollzogen wird – eine gewichtige Verfassungsurkunde Erzbischof Dietrichs von Köln mit städtischen Privilegien. Danach folgt der kurze Beitrag von Alfred Horn über „Geologie und Landschaftsgeschichte“ (S. 20 f.), dem sich die bis zum Hochmittelalter hinziehende Vorgeschichte von Anton Doms anschließt (S. 35–87), eine exakte Bestandsaufnahme der vor- und frühgeschichtlichen Funde im Stadtbereich und Stadtvorfeld. Franz Josef Bergmann untersucht die Entwicklung des Rechtsstatus der Doppelstadt Warburg. Er schließt mit der Verfassungsänderung im Jahre 1667 ab. Zwar bleiben einige Bestimmungen der *Magna Charta* weiterhin in Kraft, aber der Bischof von Paderborn als Landesherr setzt seine Hoheitsrechte durch (S. 91–152). Auch dieser Beitrag zeichnet sich durch ein gründliches Quellenverzeichnis und einen stattlichen Literaturkatalog aus. Friedrich-Josef-Liborius Heidenreich lotet in der Untersuchung über „Die Begründer des ‚Großen Briefes‘ von 1436 und ihre Familien“ die genealogischen Hintergründe aus. Nahezu die gesamte Ministerialität des Umlandes ist mit den Ratsfamilien versippt und verschwägert, eine Erscheinung, die sich durchweg bei den Ratsverwandten zahlreicher deutscher Städte vom Hochmittelalter bis ins laufende 18. Jahrhundert verfolgen läßt. Als Musterbeispiel wird die Familie von Geismar vorgestellt (S. 153–197). „Warburg in Mittelalter und Neuzeit“ hat Heinrich Schoppmeyer bearbeitet (S. 199–296), Franz Mürmann hat den Abschnitt der neuesten Geschichte Warburgs zwischen 1802 und 1949 übernommen (S. 297–388), und abschließend folgt noch eine Kopie der *Magna Charta* mit den Regesten der erneuerten Statuten.

In Band II sind 25 Beiträge vereinigt, dazu die Kurzhistorien für die 16 Dörfer, die durch die Gebietsreform 1975 dem Stadtverband angegliedert wurden. 12 Berichte sind der Schulstadt Warburg gewidmet, andere den Kirchen und Klöstern. Gestreift werden der Schützenverein, die wirtschaftliche Entwicklung, die Warburger Industrie, die Entwicklung der Warburger Jahresfeste nach dem zweiten Weltkrieg, die Geschichte der Juden in Warburg. Besondere Beachtung verdienen u. E. zwei Arbeiten des II. Bandes. Einmal sind das die Ansichten der Stadt Warburg vom 17. bis zum 20. Jahrhundert, für die Helmut Lohmann nicht weniger als 23 Abb. erläutern kann (S. 9–36), und zweitens ist Elmar Nolte hervorzuheben. Er untersucht die Profanbauten der mittelalterlichen Stadt Warburg (S. 137–176). Auch hier ist der Text durch zahlreiche Abb. belebt und durch Quellennachweise wie die Literatur erschlossen. Warburg ist mit Recht stolz auf sein mittelalterliches Stadtbild. Diese verborgenen Kostbarkeiten hätte man ihrer Wirkung wegen (evtl. z. T. farbig) am Anfang des Bandes gebührend herausstellen sollen. Im Band „vergraben“ werden sie um ihre Wirkung gebracht. Schade.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die Beiträge zur Geschichte der Stadt Warburg den Zugang zur Vergangenheit wirksam öffnen. Zum Problem der Stadtgeschichte hat sich Franz Mürmann geäußert. Die vorliegenden Materialien, besonders aus der Feder von Professor Gottlob, hätte man in der bestehenden Form nicht verwenden können. Sie hätten eine grundlegende Neubearbeitung und vielfache Ergänzung erfordert. Die Komplikationen eines solchen Versuches liegen auf der Hand.

Die beiden hier angezeigten Bände lassen sicher Wünsche offen. Andererseits erlauben sie aber dem interessierten Leser, und das sind schließlich alle Bürger der Stadt Warburg, den Einstieg an jeder beliebigen Stelle. Eine wissenschaftliche Stadtgeschichte setzt zuviel voraus und ist für eine breite Leserschicht immer schwer verständlich. Das hier angebotene Vielerlei handelt wichtige Fragen der Stadtgeschichte wissenschaftlich ab, wendet sich aber zugleich an alle Warburger, und Rezensent zweifelt nicht daran, daß die beiden Bände in jeder Familie Warburgs einen Ehrenplatz erhalten werden. Die Bearbeiter haben in der Gesamtheit eine beachtliche Leistung vollbracht. Die Stadt Warburg kann sich glücklich schätzen, eine so vorzügliche Bestandsaufnahme zu besitzen.

Kurt Günther

Hacker, Werner: Auswanderungen aus Rheinpfalz und Saarland im 18. Jahrhundert. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1987, 800 S., 128,- DM.

Der Verf. bedient sich moderner politischer Ordnungsbegriffe, um den Raum seiner Untersuchung abzugrenzen, der immerhin im 18. Jahrhundert fast ein Dutzend territoriale Herrschaften umfaßte. Ausgeschlossen wurden Auswanderer aus den Hochstiften Mainz, Speyer, Trier und Worms. Der territorialen Zersplitterung entsprach auch die Vielfalt des Münzwesens, das im Laufe des Jahrhunderts überdies einem ständigen Wertverfall ausgesetzt war, einer Erscheinung, von der besonders die sog. „kleinen Leute“ betroffen wurden. Die allgemeinen politischen und insbesondere die kriegerischen Verhältnisse werden in der Form einer übersichtlichen Zeittafel präsentiert, so daß sie auch in Verbindung mit Hinweisen auf Naturkatastrophen die allgemeinen Rahmenbedingungen für die Entscheidungen der Auswanderer darstellen.

Dieses Werk umfaßt im wesentlichen drei große Parteien, von denen die erste etwa als die „Umwelt“ der Auswanderer beschrieben werden könnte, wobei an die Aspekte der Verwaltungsstruktur, der Militaria, des Sozialen, des Religiösen des Auswanderungswesens zu denken wäre. Ein kleinerer Teil generalisiert dann die Ziele der Auswanderer, die sich nicht allein nach Nordamerika einschließlich Kanada begaben, sondern auch in die preußischen und habsburgischen Länder, unter den letzteren insbesondere nach Ungarn. Ein exotisches, aber auch zugleich ein lebensbedrohendes Ziel war z. B. Cayenne mit seinem tropischen Klima. Fast 600 Seiten umfaßt dann die Dokumentation der Auswanderer, wobei u. a. die persönlichen Daten, Familienangehörige, Vermögensverhältnisse, Zielländer und Fundstellen angegeben wurden. Diese letzteren sind so genau zusammengetragen, daß auch der Familienforscher aufgrund dieser Angaben sich bei den Archiven Einsicht in die Quellen verschaffen oder Fotokopien bestellen kann. Hier könnten sich auch am ehesten Fehlerquellen eingeschlichen haben; findet man sich aber erst einmal durch das System der Abkürzungen und Zahlen hindurch (die entsprechenden Verzeichnisse scheinen zuverlässig zu sein), dann lassen sich die Regesten dieser Auswanderer leicht verstehen.

Was die Ursachen der Auswanderung betrifft, so lassen sich im wesentlichen folgende Gründe anführen: Mangel an kultivierbarem Boden für die Überbevölkerung, religiöse Unduldsamkeit der Kleriker oder der Landesherrschaft, der lange Militärdienst, Lasten, die der „kleine Mann“ infolge von Kriegseinwirkungen oder Soldateneinquartierungen zu tragen hatte. Die Rolle der „Werbung“ darf für die Entscheidung der Auswanderer nicht überschätzt werden.

Da der Verf. eine allgemeine Dokumentation zur Auswanderung zusammenstellt, die durch besonders lesbare Faksimiledrucke bereichert wird, gewinnt der moderne Leser einen anschaulichen Eindruck von der Sprache und den juristischen Gepflogenheiten der Kanzleien und Oberämter in der damaligen Epoche, Vor dem Hintergrund wirtschaftspolitischer Überlegungen oder Interessen der territorialen Autoritäten kann es nicht verwundern, daß die Auswanderung von „tauglichen Untertanen“ mit Verboten oder mit Gegenpropaganda ver- oder wenigstens behindert wurde. -

Diese Sammlung von staatlichen Dokumenten wird durch (17) Briefe ausgewanderter Pfälzer ergänzt, die den Verwandten in der Heimat von ihren Erfahrungen oder finanziellen Wünschen als Kolonisten berichten. Mögen bei vielen Auswanderern dieselben Probleme vorgeherrscht haben, so wirkt jedoch diese Briefsammlung mit ihrem Schwerpunkt in den habsburgischen Ländern, insbesondere Galizien und Ungarn, unter dem Gesichtspunkt der geographisch weltweiten Verteilung der Auswanderer unausgewogen.

Berücksichtigt man die gesamte Anlage des Buches, in dessen Mittelpunkt die Regesten der Auswanderer stehen, so hat es die Vorzüge eines materialreichen Handbuchs für Familienforscher und für zukünftige Statistiker. Was zunächst fehlt, ist die graphische Darstellung dieser enormen Auswanderungsbewegung, ihrer Höhe- und Tiefpunkte, die Verteilung der Auswanderer auf die einzelnen Zielgebiete (vielleicht lag der Schwerpunkt noch gar nicht in Übersee?), die Berechnung durchschnittlicher Vermögenswerte von Auswanderergruppen eventuell in Form von Exempla. Diese hier angezeigten „Mängel“ fallen jedoch nur dann ins Gewicht, wenn der Benutzer sich übersichtliche Globalinformationen wünscht, in der vom Verf. entwickelten Konzeption sind sie eher eine Randerscheinung. In Verbindung mit den anderen Publikationen des Verf. zum selben Thema stellt der obige Band einen exzellenten Beitrag zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte dar.

Volker Petri

Rinker, Reiner, und Setzler, Wilfried (Hrsg.): Die Geschichte Baden-Württembergs, Stuttgart: Konrad Theiss 1986, 457 S., 59,- DM.

Vorzügliche Beiträge aus der Feder von 26 Vertretern der historischen Wissenschaften werden in diesem Buch der Öffentlichkeit vorgelegt. Ursprünglich wurden alle Aufsätze für eine Sendung des Südwestfunks konzipiert (1980), was einerseits eine didaktische Schwerpunktbildung erforderlich machte, andererseits zu sprachlicher Klarheit und allgemeiner Verständlichkeit zwang. Bei der gebotenen Begrenzung des Umfangs aller Beiträge – sie umfassen jeder 9–14 Seiten – können Wissen und Weisheit in der sprachlichen Form und in brillanter Abstraktion konzentriert werden, wobei sich der Rezensent außerstande fühlt, auch nur einem der Autoren allein ein herausragendes Lob auszusprechen.

So läßt das Stichwort „Geschichte“ schon ahnen, daß sich der Bogen der behandelten Themen von der Frühgeschichte über die Römer, mittelalterliche Herrscher, die Neuzeit bis zur bundesrepublikanischen Zeit spannen wird. Gewiß ist die politische Geschichte vorherrschend, territoriale Neuordnungen treten neben die kontrovers bewerteten Leistungen einiger Herrscherpersönlichkeiten, aber auch Aspekte der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte werden dem Leser präsentiert: die Juden (1200–1945), die Industrialisierung (1750–1900), der Beginn des Verfassungsstaates im Vormärz.

Selbst angesichts der 26 Beiträge fände der Kritiker noch Gelegenheit, darauf zu verweisen, daß wichtige Themen, etwa Auswanderung, Arbeiterbewegung, Kirchenpolitik etc. nicht aufgenommen wurden. Die Herausgeber können dann das Interesse des Kritikers auf den Literaturteil lenken, wo er viele jüngere Veröffentlichungen (bis ca. 1983) zu den Spezialgebieten vorfindet.

Erfreulich ist es besonders für Leser aus der Schüler- und Studentengeneration, daß sich die Herausgeber nicht scheuten, die politische Entwicklung des Südweststaates in der Nachkriegszeit und der Ära der Großen Koalition zu skizzieren, indem sie auch das Problem der Exportabhängigkeit der Industrie oder jenes der Waldschädigung erwähnen.

Dieses gediegen gearbeitete Handbuch erhält einen besonderen Vorzug durch die 203 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln. Diese zeichnen sich nicht nur durch Schärfe der Konturen aus, sondern sie sind im historischen Sinne „aussagekräftig“.

Die Anschaffung dieses Buches ist einem kultivierten Publikum auch außerhalb des Südweststaates zu empfehlen.

Volker Petri

Berlin und die Mark Brandenburg. Eine Erinnerung. – Kulturgeschichtliche Einleitung von Hans-Ulrich Engel. Würzburg: Verlag Weidlich, 5. Neubearb. Aufl., 1987, 116 S., 95 Photos, 39,80 DM.

Bei der Lektüre der bearbeiteten Neuauflage des seit Jahren durch einführenden Text und Bildauswahl bewährten Buches stellt sich dem Rezensenten die Frage, wie Erinnerungen an vergangene Zeiten wachgehalten werden können, denn darum geht es den Autoren und dem Verlag mit dieser Publikation, wie es der Untertitel ausweist. Mit zunehmendem Abstand von den Ereignissen – das hat die Erfahrung gelehrt – verblassen die Eindrücke; sie aber sind für das Erinnern in einer bestimmten Intensität Voraussetzung. Allein mit dem Blick zurück ist es also nicht getan. Eine Begegnung mit Menschen, Landschaft und Kunst- und Bauwerken ist nötig, zumindest da, wo sie möglich ist. Für Berlin und die Mark Brandenburg ist sie das, zum überwiegenden Teil jedenfalls, auch wenn die Teilung des Landes unliebsame Erschwernisse bei Reisen verursacht.

Die Chance, die Leser zu einer Begegnung mit Berlin und der Mark zu „verführen“, hat die Neuauflage leider vergeben. Die zum überwiegenden Teil sehr instruktiven Bildunterschriften hätten sich leicht durch zusätzliche Informationen ergänzen lassen, die zu Besuchen animierten. Gemeint sind Hinweise, die auf Museen und Ausstellungen oder auf Besichtigungsmöglichkeiten aufmerksam machen. Warum fehlt z. B. zum Französischen Dom der Hinweis auf das dort untergebrachte und besuchbare bedeutende Hugenottenmuseum? Gehört doch die Geschichte der Exulanten zum festen Bestandteil brandenburg-preußischer Geschichte. Oder warum ist auf S. 25 nicht auf das im Zeughaus untergebrachte „Museum für Deutsche Geschichte“ aufmerksam gemacht worden, auch wenn das, was dort dargestellt ist, nach unserem Geschichtsverständnis mit einem Fragezeichen zu versehen ist?

Weiter hätten auch die 1983 abgeschlossenen Wiederherstellungsarbeiten am Deutschen Dom erwähnt werden können. Das gleiche gilt für die Aufbau- und Restaurierungsarbeiten (1969/70) an der Marienkirche unter dem heute beherrschenden Fernsehturm.

Hinweise solcher und ähnlicher Art fehlen auch bei Bauten und Einrichtungen in Westberlin. Es sei nur an das Schloß Charlottenburg oder Bellevue, an Tegel und Grunewald erinnert.

Der Leser hätte sicher auch gerne etwas über Besichtigungsmöglichkeiten in Sanssoussi oder in den Klosteranlagen Lehnin und Chorin erfahren. Sie sind nämlich gegeben, auch in Lehnin, wenn man sich an die Superintendentur wendet. Über diese Klostereinrichtung hätte wegen ihrer Bedeutung auch mehr an Sachinformation gegeben werden müssen.

Nicht uninteressant zu wissen ist es auch, daß in Neuruppin neben der Fassade des Geburtshauses Fontanes ein Museum mehr über den Dichter mitteilt, als gemeinhin aus der Literatur zu ersehen ist. Auch der Lieblingsaufenthalt des Kronprinzen Friedrich in seinen jungen Jahren, Rheinsberg, wird demnächst wieder für Besucher zugänglich sein, wenn das Diabetikerheim verlegt ist. Warum hierüber kein Wort?

Diese und viele andere Informationen hätten leicht in den Bildunterschriften Aufnahme finden können. Der Leser wünscht sich nämlich, nicht mit der Frage, was ist denn heute dort zu sehen, alleingelassen zu bleiben.

Auch wären bei der Neuauflage einige Korrekturen wünschenswert, so z. B. der Hinweis, daß an der Marienkirche in Prenzlau seit 1972 Wiederherstellungsarbeiten im Gange sind. Weiter sollten auch die Bildunterschriften auf die Interpunktion hin einmal kritisch überprüft werden.

Friedrich-Karl Baas

Schumacher, Bruno: Geschichte Ost- und Westpreußens, 7. unveränderte Aufl., Würzburg: Weidlich Verlag 1987, 402 S., 58,— DM.

Mit Freude machen wir darauf aufmerksam, daß die Veröffentlichung 322 des Göttinger Arbeitskreises wieder vorliegt und über den Buchhandel zu beziehen ist.

Schumachers bereits in der alten Heimat erschienene Arbeit gilt seit längerem als Standardwerk zur Ost- und Westpreußischen Geschichte; auf ihre Qualität braucht deshalb nicht besonders hingewiesen zu werden. Jede nach dem Tode des Verfassers herausgebrachte Neuauflage wurde behutsam verändert bzw. ergänzt, um sie auf den neuesten Stand der Forschung zu bringen.

Die 6. und 7. Auflage hat Walther Hubatsch betreut. Er hat den unveränderten Titel für die 7. Auflage auf S. 391 mit Hinweisen zur neuesten Literatur versehen und so das Werk dem derzeitigen Forschungsstand angeschlossen. Hubatsch macht dabei besonders auf drei wichtige bibliographische Ergänzungen von Ernst Wernike (Bearbeiter) aufmerksam: einmal auf den Nachtrag zum 1. Bd. der Bibliographie der Geschichte von Ost- und Westpreußen, Aalen 1962, weiter auf den im selben Verlag 1964 erschienenen Fortsetzungsband zum Nachdruck des 1. Bd. (Königsberg 1933, Schrifttum bis 1929) mit den Publikationen von 1930 bis 1938 und auf den 3. Bd. mit der Literatur von 1939 bis 1970 im Verlag Wissenschaftliches Archiv, Bonn-Bad Godesberg, 1974.

Friedrich-Karl Baas

Schneider, Karl Heinz: Die Arbeit mit Fachliteratur. Bausteine zur Heimat- und Regionalgeschichte. Hannover: Landbuch 1987 (Schriften zur Heimatpflege/Niedersächsischer Heimatbund e.V. Bd. 1), Pappband, 80 S., 16,80 DM (ISBN 3 7842 0359 0).

Schneider, Karl Heinz: Quellen und Archivarbeit. Bausteine zur Heimat- und Regionalgeschichte. Hannover: Landbuch 1987 (Schriften zur Heimatpflege/Niedersächsischer Heimatbund e.V. Bd. 2), Pappband, 42 S., 14,80 DM (ISBN 3 7842 0360 4).

Es gilt, zwei mit vertretbar geringem äußeren Aufwand hergestellte (dagegen Preisgestaltung??), dennoch sehr empfehlenswerte kleine Handbücher anzuzeigen, die nach den Vorstellungen der Herausgeber an der Spitze einer langen Reihe von Werken für die Hand des Praktikers vor Ort stehen sollen.

Die Reihe knüpft bei der in Seminaren gewonnenen Erkenntnis an, daß der Fachhistoriker selbst natürlich sein Instrumentarium beherrscht, daß ihm auch entsprechende Einstiegsliteratur zur Verfügung steht, daß aber z. B. der in einem Museum tätige Mitarbeiter, der Autor örtlicher oder regionaler Publikationen oder einfach der Hobby-Heimatsforscher oft nicht einmal über ein Minimum an unabdingbar nötigen Vorkenntnissen zur wissenschaftlichen Arbeit verfügt.

Diese „Hilflosigkeit“ (I S. 7) des an der Lokal-, Regional- und Landesgeschichte usf. Interessierten angesichts des kaum übersehbaren Informationsangebots in Bibliotheken und Fachhandel und die Einstiegshemmungen manchen Heimatforschers gilt es zu beseitigen durch diese das betreffende Material sinnvoll strukturierenden Arbeitsbücher. Indem diese Zielgruppen herangeführt werden an die wissenschaftliche Arbeit, kann deren vielfach wichtiges Engagement, können ihre Erkenntnisse eingebracht werden in die Forschung, kann sich Kommunikation und Kooperation zwischen institutionalisierter Wissenschaft und Heimatforschung entwickeln.

So weist der erste Band hin auf die wichtigsten Nachschlagewerke, erläutert deren jeweilige Bedeutung und Leistung, führt in die Bibliotheksbenutzung ein und in den Einsatz von Bibliographien.

Das zweite Bändchen, von demselben Autor verfaßt, wendet sich der Arbeit mit/in den verschiedenen Archiven zu, vergißt aber dabei auch nicht, hilfreiche Hinweise für die Forschung vor Ort zu geben. Den Heimatforschern soll es „einen Überblick verschaffen und zeigen, worauf sie besonders zu achten haben, wonach sie fragen müssen und wo sie Antworten auf ihre Fragen erhalten können“ (II S. 5).

Indem die Bändchen Wege zum Kenntniserwerb und zur Kenntnissicherung erläutern, geben sie dem Interessierten auch eine Vielzahl von Anstößen und Anregungen, Neuland zu betreten.

Obwohl diese vom Niedersächsischen Heimatbund e. V. edierte und von einem prominenten wissenschaftlichen Beirat betreute Reihe ihre Beispiele allein aus den Bezugsbereichen Bremen und Niedersachsen und für diese wählt, empfiehlt sich eine Nutzung dieser Bändchen – solange hessische Parallelausgaben fehlen – auch für die Hand unserer hessischen Heimatforscher und für die Mitarbeiter unserer Museen (in deren Handbibliotheken diese brauchbaren Nachschlagewerke sowieso gehören).

Weitere Bände zu „Arbeitstechniken, Methoden, Hilfsmitteln, Sachgebietsüberblicken“ sollen folgen – man darf gespannt sein (und auf günstigere Preisgestaltung hoffen).

Helmut Burmeister

Körber-Grohne, Udelgard: Nutzpflanzen in Deutschland. Kulturgeschichte und Biologie. Mit einem Geleitwort von Loki Schmidt. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1987, 622 S., 95 Textabb. und 132 Tafeln (25 in Farbe), Ln. 98,- DM.

Das Buch „Nutzpflanzen in Deutschland“ von Udelgard Körber-Grohne will eine Zusammenschau unserer Kulturpflanzen, vor allem auch in historischer Sicht geben. Um es vorweg zu sagen: Dies ist in hervorragender Weise gelungen!

Während sonst unter Nutzpflanzen ein breites Spektrum von Nahrungspflanzen über Futterpflanzen (Gräser), selbst Pilzen bis hin zu Holz liefernden Pflanzen verstanden werden kann, beschränkt sich die Autorin auf Nahrungspflanzen (außer Obst-, Küchen- und Heilpflanzen), Färbe- und Faserpflanzen, die vom Menschen in ihrer Geschichte angebaut und kultiviert wurden oder werden und mit seiner Lebensweise eng verbunden waren oder sind. Somit wird der Blick auf die wesentlichen Kulturpflanzen gelenkt, man verliert sich nicht in der zahllosen Fülle der Nutzpflanzen, was sich auch zwanglos aus dem archäobotanischen Ansatz des Buches ergibt.

Das Buch gliedert sich in drei Teile. Zunächst werden die heute angebauten Arten beschrieben. In der Reihenfolge werden zuerst die Mehlfrüchte (Getreide) wie Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais usf. besprochen. Es folgen die Hülsenfrüchte (Bohnen, Erbsen u. a.), Quellen für pflanzliches Eiweiß, daran schließen sich die Knollenfrüchte, Ölfrüchte, Gemüse, und Salatpflanzen an. Unter „Verschiedenes“ werden Nutzpflanzen wie Gurke, Tomaten usw. behandelt,

Der zweite Teil behandelt nur die in der Vergangenheit angebauten Arten. Im wesentlichen wird die gleiche Reihenfolge eingehalten: Mehlfrüchte (Einkorn, Emmer, Hirse . . .), Hülsenfrüchte (Linsen, Kichererbse . . .), Ölfrüchte, Gemüse und Salatpflanzen (Zuckerwurz, Weißwurz, Ampfer . . .). Zusätzlich treten Kapitel über Färbepflanzen (Färberwaid, Gilbkraut, Krapp . . .), Faserpflanzen (Lein . . .) und sogar Drogenpflanzen (Mohn) hinzu.

Im dritten Teil schließlich geht es um den Wandel im Anbau der Nutzpflanzen. In kurzer prägnanter Form wird ein geschichtlicher Abriss der Nutzpflanzen von der Jungsteinzeit bis in die heutige Zeit geboten. Dabei bleibt nicht verborgen, wie die Buntheit und Mannigfaltigkeit der Felder sich in die sterile Reinheit und Eintönigkeit der Monokulturen verwandelt hat.

Jedes Werk über Nutzpflanzen muß Angaben über die Morphologie der Nutzpflanzen, ihr Vorkommen, ihre Eigenschaften, ihre Inhaltsstoffe und ihre wirtschaftliche Bedeutung liefern. Diese Gesichtspunkte werden in dem Buch von Udelgard Körber-Grohne in sorgfältiger und ausführlicher Weise aufgearbeitet. Sehr exakte Zeichnungen und gelungene Photographien veranschaulichen die Arten: Tabellen bzw. Diagramme geben nützliche Übersichten z. B. über die Inhaltsstoffe von Kulturpflanzen. Die Beschreibung der einzelnen Arten, ihrer Vorkommen, ihrer Inhaltsstoffe ist aber nur ein Aspekt des Buches. Ebenso wichtig und den Schwerpunkt des Buches bildend sind die Beschreibungen der Kulturgeschichte der einzelnen Arten. Hier hat die Autorin sehr umfangreiches und informatives Material aus verschiedenen Quellen zusammengetragen. Überschriften wie „Die ältesten Emmerfunde außerhalb Mitteleuropas . . .“, „Die Bedeutung der Hirse in Italien und Griechenland während der Antike“ oder „Die Geschichte des Färberwaid“ verdeutlichen exemplarisch, wie die Autorin vorgeht. Zudem werden aufgrund mikroskopischer und rasterelektronenmikroskopischer Aufnahmen von archäobotanischem Material aus Ausgrabungen bestimmte Kulturpflanzen identifiziert und so der Nachweis ihrer kulturgeschichtlichen Herkunft oder Verbreitung erbracht. Demselben Zwecke dienen die überaus beeindruckenden und ästhetisch sehr reizvollen Pflanzenabbildungen aus historischem Buchmaterial oder von alten Pflanzengemälden.

Insgesamt liegt hier ein sehr sorgfältiges und informatives, aber auch besonders anschauliches Buch vor. Hingewiesen sei vor allen auf die gelungene Illustration des Buches. Die großformatigen und teilweise farbigen Abbildungen sind nicht nur ein ästhetischer Genuß, sondern auch bis in das Detail genau, so daß auch noch morphologische Feinheiten erkannt werden können. Für Nichtfachleute wäre eine kurze erläuternde Übersicht über die Fachausdrücke vielleicht hilfreich gewesen.

Für den angesprochenen breiten Leserkreis (Biologen, Natur-, Gartenfreunde usw.), vor allem aber den archäologisch und historisch Interessierten dürfte das Buch eine wahre Fundgrube sein. Die vorzüglichen Abbildungen und die exzellente Ausstattung rechtfertigen den Preis von 98 DM.

Heinrich Ehls

Nachtrag

Museen in Hessen. Ein Handbuch der öffentlich zugänglichen Museen und Sammlungen im Lande Hessen. Hrsg. Hessischer Museumsverband. Kassel 1987, 3. Aufl., 652 S., 700 Abb., Ln., 32,- DM.

Zum Drucktermin dieser Zeitschrift legt der Hessische Museumsverband die dritte, völlig neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage seines nützlichen Nachschlagewerks und Führers „Museen in Hessen“ vor. Seit der ersten Auflage 1970 – auch diese bereits von Dieter Freiherr von Andrian verpflichtend stilbildend gestaltet – hat sich die Zahl der hessischen Museen und verwandten Einrichtungen dramatisch erhöht. 350 von ihnen stellt der neue Band vor; anlässlich der zweiten Auflage 1979 waren es nur erst 229. Die Neuauflage begründet sich nicht zuletzt in dieser Tatsache einer vor allem auf Südhessen entfallenden Vermehrung von Museumsstandorten. Weitere Gründe liegen in der wesentlichen Umgestaltung vieler der in Hessen führenden Museen und nicht zuletzt in der Notwendigkeit, eine hinsichtlich der Begleitdaten vollständig aktualisierte Bestandsaufnahme in die Hand des Benutzers zu legen.

Die vorausgehenden Auflagen haben in den vergangenen Jahren wegen der vorzüglichen Ausstattung und ansprechenden Gestaltung zu Recht hohes Lob geerntet; der neue Band steht in einer erfolgreichen Tradition. In knappen Texten zur jeweiligen Geschichte und zur Ausstellungsthematik und bei insgesamt sinnvoller Bebilderung werden die vorgestellten Museen präsentiert. Der auf Vollständigkeit der Nennungen der Mitglieder des Hessischen Museumsverbandes, mithin auf Lückenlosigkeit bei der Führung durch die Museen des Landes Hessen angelegte Band differenziert jedoch vorsichtig (wenn auch nicht gänzlich problemfrei) bei Textlänge und Abbildungsbeigabe unter dem Gesichtspunkt der „Bedeutung“ der aufgeführten Institute.

Ein einschränkungslos empfehlenswertes, reich bebildertes Nachschlagewerk.

Helmut Burmeister